

HELENE RAFF

STREITENDE MÄCHTE

ngiyaw eBooks

**Helene Raff**

**Streitende Mächte**

Roman aus den Bergen und andere Geschichten

---

Kürschner's Bücherschatz Nr. 1061, Verlag von  
Hermann Hilger, Berlin und Leipzig, o. J.

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*  
*Transkription von Christine Weber*

## Streitende Mächte

»Mein Herz ischt voller Freuden — Auf der Alm, da gibt's koa Sind« — sang der ganze Tisch voll Burschen wie aus einem Halse, aber in heftiger Meinungsverschiedenheit betreffs Zeitmaß und Intonation. Offenbar waren die Sänger an der Grenze des klaren Bewußtseins angelangt, wie ihnen das an Sonntagen zu später Stunde gern geschah. Sie mußten sich abplagen die ganze Woche — sollten sie sich nicht lustig machen dürfen am Feiertag?! Der Häuserin Zenzi, die ab und zu ging in dem Dampf, den die Pfeifen der lärmenden Gäste verursachten, schien es, daß sie doch zu lustig würden. — Sie trat an einen der Lautesten heran, der noch immer in der Fistel behauptete, daß es auf der Alm keine Sünde gäbe, und sagte: »Ja, aber hier sind wir auf keiner Alm, sondern im Widum, daß du's fein weißt, mein lieber Wastl. Da gehört sich ein bißl mehr Manier, und da plärnt man net a so.« —

Der Wastl aber begehrte auf. »Koa unrechts Wörtl kimmt aus mein Maul. Ich hab net etwa z'viel — darfst es net denken. Ganz konträr: net genug. Geh,

lang mir noch a Viertele Roten, alte Hütten. Er ischt a guter — kein Weihwasser habt's net hineingeschüttet.«

In der kleinen Ortschaft, der letzten des wie ein Sack zulaufenden Felsentals, gab es derzeit noch kein Wirtshaus. Der Kurat war der einzige, der im Erdgeschoß des Widums eine Art Gaststube eingerichtet hatte und bei dem auch durchreisende Alpenfreunde ein Glas Wein sowie ein Nachtlager fanden. An einem der sauber gescheuerten Holztische in der Ecke, gerade unter dem heiligen Geist, der in Taubengestalt vom Deckengetäfel herabhing, saßen solch ein paar Bergwanderer. Trotz der verbrannten Hände und Wangen sah man ihnen die Stadtherren an; sie unterhielten sich in gewähltem Hochdeutsch und betrachteten sich die Umgebung mit beobachtenden Blicken, zumal der eine, der eine ziemlich kahle, doch prachtvoll gewölbte Stirne besaß und eine goldgeränderte Brille trug.

Soeben ging die Tür, der Herr des Hauses, der Kurat des Dorfes, trat herein. Sofort verstummte am Tische der Burschen das unharmonische Singen; sie führen sämtlich von ihren Sitzen empor und rissen zu ehrerbietigem Gruße die Filzhüte herab. Der Pfarrer nickte ihnen allen zu — »Grüß Gott beieinand! Tut's nur sitzen bleiben!« — Dann ging er an die beiden

Fremden heran und bot dem mit der Brille die Hand. »Grüß Gott auch, Herr Professor — wen ham's uns denn da mitbracht?« — »Mein Freund, Regierungsrat Birk« — stellte der Professor den dunkelbärtigen Herrn an seiner Seite vor und wandte sich dann zu diesem. »Und hier siehst du, lieber Birk, die größte Sehenswürdigkeit des Tals, den Herren Kuraten Petrus Kastanell, Hochwürden, den schärfsten Debatter von ganz Tirol.«

Der Pfarrer lächelte unmerklich, furchte aber zugleich ein wenig die Brauen. »Ich tät schon bitten, Herr Professor — als ein Wundertier aufzeigen laßt unsereins sich net.«

»Sollen Sie auch nicht, mein lieber Hochwürdiger« — sagte der Professor und nickte ihm freundlich vertraulich zu. »Wir zwei kennen uns lang genug, sollt ich meinen, schon im dritten Jahr. Und haben wir nicht schon herumgestritten, daß es nur so wettete, und uns allemal wieder versöhnt?« —

»Jawohl,« versetzte der Kurat, nunmehr auf den neckisch vertraulichen Ton eingehend — »mich freut noch jede Grobheit, die ich Ihnen gesagt hab, und eigentlich auch die, wo Sie mir gesagt haben.« Die beiden Stadtherren lachten — der Pfarrer aber, der sich zu ihnen gesetzt hatte, sah in den Teller des Regierungsrates. »Was hat man Ihnen jetzt da

bracht?« — Der Regierungsrat erklärte, er habe sich in die Suppe etwas vom Kraut und den Knödeln getan, die sein Freund esse, um beides zu versuchen. »Wohl bekomm's!« — sagte der Pfarrer — »wissen S', wie man dazu bei uns sagt? So was frißt kein Fack!« — (Schwein.)

Der Regierungsrat hatte große Lust, beleidigt zu sein, denn er fand, von einem verhältnismäßig jungen Manne dürfe er sich dergleichen nicht bieten lassen. Er wußte nicht, wie weit in Tirol die Ehrfurcht vor dem geistlichen Kleid über jede andre geht — sein Freund jedoch stieß ihn unter dem Tisch beschwichtigend an. Und der Kurat selbst machte die grobe Rede wieder gut, indem er sich überhaupt nach der Güte der Speise und Trank erkundigte, für einiges Vergessene sorgte, kurzum den gastfreundlichen Wirt hervorkehrte. Der Professor lächelte behaglich zu diesen kleinen Aufmerksamkeiten. »Ja, ja« — sagte er — »so ist er nun! Er nimmt sich doch wirklich unser an, das mußst du zugeben! Und dabei will ich schwören, daß er heute früh wieder gegen die Fremden gepredigt hat — hab ich da recht? Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust.« — Der Kurat zuckte die Achseln, da mischte sich der Regierungsrat hinein. »Aber hören Sie, mein verehrter Herr Pfarrer, das ist wirklich nicht hübsch

von Ihnen! Was haben Ihnen denn die Fremden getan, die aus Liebe zu Ihren Bergen herkommen und die Sie selbst beherbergen? Das ist doch inkonsequent — das ist doch —«

Der Kurat wollte antworten — inzwischen aber war es an dem Tisch der einheimischen Burschen, die sich bisher leidlich still verhalten hatten, wieder laut geworden. Der trunkepichte Wastl, nachdem er sein Glas geleert, schrie nach der Häuserin, daß sie ihm eine frische Füllung bringe. Als diese nicht sogleich willfahrte, schrie er noch lauter — im Nu hatte der Pfarrer sich erhoben und gegen den Lärmacher gekehrt.

»Du hast genug« — rief er ihm streng zu — »stad bist und packst dich zu Haus!«

Der noch ganz junge, dennoch sehr selbstbewußte Bursche wurde zwar etwas kleinlaut und traute sich nicht, dem Pfarrer in die festblickenden Augen zu sehen. Nichtsdestoweniger maulte er: »im Wirtshaus dürfe man wohl verlangen, was man zahlen könne — hier sei keine Kirch« — und ähnliches mehr. Der Kurat trat ihm ganz nahe.

»Hörst nicht? Ich, der Pfarrer, hab dir gesagt, du sollst heimgeh'n.«

Wastl suchte sich nochmals aufzuraffen; allein das Widerwort blieb ihm in der Kehle stecken, und schon

hatte ein Kamerad ihn beim Arme gefaßt, um ihn fort zubringen. Er machte eine ungeschickte Wendung, stammelte »Servus« — und ließ sich hinausführen.

Der kleine Zwischenfall war erledigt. Während der Kurat langsam zu seinem Sitze zurückkehrte, raunte der Professor seinem Begleiter zu: »Hast du ihn dir angesehen? Ist es nicht ein Kernmensch, mein Kurat?« — Der andre konnte nur Bestätigung nicken, da der Pfarrer bereits zu ihnen niedersaß.

»Haben S' den gehört? Das wäre so einer, dem das Neumodische, das die Fremden uns hereinbringen besser gefallen tät, wie das Order parieren. Sich von niemand einreden lassen, möglichst viel Gaudi haben und reich werden ohne Arbeit, das möchten's alle, die Jungen seit die Stadtleut daher zu uns kommen. Ereifern Sie Ihnen nicht, Herr Regierungsrat, ich mein ja nicht Sie, überhaupt keinen einzelnen. Nur die sogenannte Zivilisation, mit der wir beglückt werden sollen; das heißt, die zivilisierten Narrheiten und Unsitten, die unsern Bauern ansteh'n, wie der Katz die Hosen.«

»So, so, da reiten wir ja unser Lieblingspferd« — meinte der Professor, während sein Freund eine eifrige längere Rede anhub zugunsten der geschmähten Kultur. Er bewies, wie doch so manches andre als nur neumodischer Unfug von draußen



hereingebracht und in manchem gar zu finstern Schädel ein höchst nötiges Licht angezündet werde. »Schauen Sie nur um sich, Herr Pfarrer — die Forstwirtschaft zum Beispiel und die Schulbildung der Leute, und die Reinlichkeit auch, ob die kein Aufbessern vertragen. Ich sage, es ist hohe Zeit dazu und wäre ein Jammer, um einen so schön gelegenen Ort, wenn man ihn hermetisch abschließen wollte.«

Der Pfarrer betrachtete ihn gelassen, aber mit einem spöttischen Funkeln in den sehr ausdrucksvollen dunklen Augen. »Meinetwegen« — sagte er — »wir werden die Herrlichkeit ja bald sehen. Unser Bürgermeister hat sein Stück ja durchgesetzt mit der Haltestelle für die Bahn, und die große Fremdenfalle, will sagen Hotel, ist auch schon bald gerichtet; 's nächstemal, wenn Sie kommen, können Sie schon hineinspazieren. Das wär so einer nach ihrem Gusto, der. — Aber für heut, mein ich, kann der Diskurs ein End haben; Bettzeit ist's.«

Er erhob sich; die beiden Städter taten desgleichen. Der Händedruck des Regierungsrats fiel etwas kühl aus; der Professor dagegen behielt seine gute Laune auch bei der Verabschiedung. Sein Lächeln weckte ein Gegenlächeln in dem scharfen Gesicht des Pfarrers, der die kräftige Rechte des Professors mit

seiner gleichfalls nicht weichen, sondern bäurisch derben Hand ausgiebig schüttelte.

»Dem stünde ein Harnisch oder ein Jägerwams besser an, wie die lange Soutane —« sagte der Professor oben in der engen gemeinsamen Kammer zu seinem Schlafgenossen. »Die Falkenaugen und die sehnigen Glieder — alles mannhaft bis auf die schwarzen krausen Haare, die ihm unterm Käppchen herauskommen. Gibst du mir nicht zu, daß die Worte ›streitende Kirche‹ und ›herrschende Kirche‹ ihm wie auf den Leib geschrieben sind?«

»Ja, ein bißchen viel kommandieren tut er, dein Bauernpfaff« — versetzte der andre, trieb jedoch selbst zur Ruhe, weil sie morgens früh über die Berge ins jenseitige Tal wollten. Als sie schon in den Betten lagen, bemerkte er noch einmal zu dem Professor hinüber: »Du, den Bürgermeister scheint der Pfarrer nicht zu lieben.«

»Nein, allerdings nicht! — Schade übrigens, denn der Bürgermeister, das ist auch ein Besonderer! Die zwei müssen sich eben irgendwie auseinandersetzen — ein Ausweichen gibt's auf dem Terrain nicht. Gute Nacht!«

\* \* \*

Es war freilich kein Ort, einander aus dem Wege zu gehen, dieses Hochtal, das zu beiden Seiten von phantastischen Kalkfelsen, Stammverwandten der Dolomiten, begrenzt ward, und das vereiste Berghäupter gegen Norden abschlossen. Mitten hindurch floß ein schäumender Fluß, gespeist durch Gletscherwasser und zahlreiche kleine Rinnsale, die von den Höhen herabkamen. Nach Süden war das Tal offen, die Berge nach jener Richtung hatten einen sehnsüchtigen blauen Glanz, als ahnten sie die mildere Sonne, die ein wenig weiter ins Land hinein schon Trauben reifen ließ. Hier dagegen gedieh nur Gras und Plenten, obzwar in üppiger Frische — und im Frühjahr stand das Weiß und Rosa einiger blühenden Obstbäume schön zu dem ernsten Grün des Hochwalds.

Das Tal war ziemlich besiedelt: die Hänge hinauf und hinunter lagen verstreute Gehöfte, Kapellen, ganze Ortschaften. Die ansehnlichste derselben bildete mit einer andern, nur aus wenigen Häusern bestehenden, den Hauptort. Wenn man von der kleineren aus den Weg die Berglehne entlang über ein Bachbrett schritt, in dem sich nie mehr als ein paar Tropfen Wassers befanden, außer nach Regengüssen oder Muhrbrüchen, so gelangte man bald an die ersten vereinzelt Höfe des Kirchdorfes.

Immer geradeaus kam man dann direkt in die Pfarrgasse, deren Eckhaus der Widum (Pfarrhof) war und die auf den Kirchplatz mündete. Hier stand die Kirche, deren Portal nebst einer angebauten Kapelle noch die Entstehung zur Zeiten der Gotik verriet: jetzt hatte sie sich das Aufsetzen eines Turmes im Zopfstil gefallen lassen müssen, dem auch die Ausschmückung des Inneren entsprach. Ein Gewinkel altertümlicher Behausungen umgab von der andren Seite die Kirche. An dieser Kirche war vor neun Jahren Peter Kastanell als Kooperator angestellt worden.

Die Leute hatten keine Freude noch Erbauung an ihm gehabt dazumal. Erstens war er gar so jung. »Die reinsten Fatschenkinder tun sie uns mit nächstem daherschicken« — meinten sie, und dann kamen sie überein, noch nie einen ungeistlicheren Priester gesehen zu haben. Man spürte genau, wie widerwärtig ihm das Messelesen, die Bittgänge, kurz die kirchlichen Verrichtungen insgesamt waren; seine unruhigen Feueraugen schweiften hierhin und dorthin, wenn er die vorgeschriebenen Gebete las. Dafür lief er, so oft er frei war, ins Gewänd hinauf, das schwarze Gewand hochgeschürzt, nichts als ein Stück trockenen Brotes in der Tasche. Einmal wollte man ihm sogar in Hemdärmeln und Bergstiefeln

begegnet sein, sein Kleid überm Arme tragend. Die steilsten Pfade waren ihm die liebsten; und halbt gelegentlich das Geknatter eines Schusses von einem Grat herab, so meinten die drunten »leicht ischt es wieder der Kaplan, der herumgespenstert«. Denn es gab keinen leidenschaftlicheren Jäger als ihn. Wegen alles diesen machten ein paar der Ortsältesten ihm wiederholte Vorwürfe; er hörte sie ruhig an und erwiderte: »Mich hat keiner gefragt, ob ich geistlich sein will — meints epper Ihr, daß der Kittel den Menschen umschafft, von heut auf morgen?« — Nun wendeten die Entrüsteten sich an den Pfarrer, aber der nahm merkwürdigerweise des jungen Amtsbruders Partei und versicherte standhaft: »Der wird schon noch.«

Der alte Pfarrer behielt recht. Allmählich sänftete sich die ungebändigte Kraft, die aus des Kooperators Wesen sprach — oder vielmehr, sie lernte sich beherrschen. Er ließ sich häufiger im Dorfe sehn, und obschon sein Schritt der Schritt eines Kriegers blieb, wandelte er doch gemessen dahin, den funkelnden Blick auf sein Brevier geheftet. Man sah, er suchte engeren Zusammenhalt mit den Bauern, die hinter seinem Rücken zueinander sagten:

»Es gleicht, als gibt der Unrast gar einen Frieden!«  
— »Der Unrast« oder »Unrastkaplan« — diesen

heimlichen Spitznamen hatte irgendein Spottvogel ihm aufgebracht.

Einige besannen sich noch auf den genauen Zeitpunkt jener Wandlung — es war gewesen da nachdem Karl Scherfner, der Sohn des Bierbrauers am Orte, das väterliche Anwesen übernommen und seine junge Frau hineingeführt hatte.

Und wieder nicht lange nach diesem starb der alte Pfarrer. Während seiner Krankheit hatte Peter Kastanell schon so viel Boden gewonnen, daß die Gemeinde einverstanden war, ihn zum Nachfolger des verstorbenen Seelsorgers ernannt zu sehen. Die Kirche war gedrängt voll, da der neue Kurat seine Antrittspredigt als solcher hielt. Eine merkwürdige Predigt! Der Redner sprach freimütig von dem wenig erbaulichen Beispiel, das er, wie er wisse, anfänglich gegeben; er schilderte, wie die göttliche Gnade ihn allmählich erleuchtet und ihn die Pflichten seines Amtes gelehrt habe, bis sein weltliches Fühlen im geistlichen aufgegangen sei. Und nun — so schloß er — dürfe seine Gemeinde sich vertrauensvoll seiner Führung überlassen, und sie sollten zu ihm stehen so treu, wie er in Leid und Freud allezeit zu ihnen stehen wolle.

Seine ungeschminkte Wahrhaftigkeit, die starke Persönlichkeit, die aus jedem Worte sprach, machte

einen gewaltigen Eindruck auf die Hörer. Es schien ihnen, als ob man dem, der Petrus Kastanell gebändigt hatte, alles zutrauen dürfe.

Das Zutrauen trog nicht. Die Herrschernatur des Pfarrers bewährte sich überall: in strenger Handhabung der Kirchenzucht, in sittlicher Einwirkung auch auf verstockte und verwahrloste Gemüter. Körperlich schien er unermüdlich; kein Versehgang war ihm zu weit, keine Witterung zu rauh. An den althergebrachten Rechten und Bräuchen hing er mit der Zähigkeit des Bauern und hielt sie unverbrüchlich aufrecht. Er konnte seinen Einfluß um so ungehinderter ausüben, da Kirche und Wirtshaus ihm zur Verfügung standen — und er übte ihn als etwas Selbstverständliches mit der Unfehlbarkeit des Patriarchen. Noch immer hießen seine Pfarrkinder ihn im geheimen den Unrastpfarrer, aber es war mehr ein Kosenamen, denn neben einem an Furcht grenzenden Respekt genoß der gebieterische Mann auch ihre Zuneigung. —

Aber dann war Karl Scherfner Bürgermeister geworden. — Von diesem Tage an datierte das Hinzutreten eines neuen Elementes, eine gewisse Unruhe in den Gemütern, wie wenn im Frühling der treibende Saft in die Bäume schießt. —

Der Bürgermeister Scherfner war ein Neumodischer, ein Studierter, denn sein Vater hatte ihn eine Zeitlang in der Stadt naturwissenschaftliche und juristische Vorlesungen hören lassen. Es hieß auch, er habe damals mit dem jungen Kastanell, der gleichzeitig Theologie studierte, viel verkehrt; um so sonderbarer war es, daß die beiden jetzt so fremd aneinander vorübergingen.

Der Bürgermeister hatte freilich Arbeit in Menge. Er brachte Ordnung in die verlotterten Gemeindebücher, suchte die Gemeindegüter ertragfähiger zu machen, quälte sich ab mit dem Zustandekommen einer Feuerwehr, die bis jetzt nicht bestand. Es waren nur wenige Fälle böswilliger Brandstiftung zu verzeichnen gewesen, vor Fahrlässigkeit nahm man sich tunlichst in acht, und das »wilde Feuer«, das durch Blitzschlag entstandene, konnten nach altem Glauben Menschenhände überhaupt nicht löschen. Aber dennoch: Karl Scherfner ließ nicht nach, bis die Kompanie beisammen und eine neue Spritze angeschafft war. Die Leute hatten sich noch nicht fertig gewundert über diese städtische Einrichtung, da keimten schon andere tiefere Pläne in des Bürgermeisters Kopf.



Mit seinen großen hellen Augen, die nicht minder scharf blickten als die des Pfarrers Kastanell, betrachtete er die ernste Lieblichkeit seines heimischen Tals. Nirgend war die Luft würziger als hier, die Umgebung lohnender zu durchstreifen; und das milchig dahinschießende Bergflüßchen — welche Wasserkraft! Die Gegend schien zum Luftkurort wie gemacht.

Eine Kette von Mühseligkeiten und Kämpfen kostete es freilich, bis des jugendlichen Bürgermeisters Tatenlust wenigstens die Hälfte der Gemeindevertreter mit fortgerissen und die nötigsten Vorbedingungen erlangt hatte. Es hieß hierhin und dorthin fahren, — Eingaben machen bei der Regierung, bei der Verwaltung der Bergbahn, damit diese eine Haltestelle einrichten sollte, von der aus die Ortschaft mit einiger Leichtigkeit zu erreichen war. Pläne und Kostenanschläge mußten entworfen werden. Der Bürgermeister durchstreifte halb Tirol, um die großen Hotels in Gossensaß, Sulden, Meran und anderorts genau zu studieren und sein im Bau begriffenes Gasthaus möglichst nach diesen einzurichten. Endlich schien alles beisammen, und das Werk durfte als gesichert gelten!

Von Anfang an hatten Karl Scherfners Pläne keinen hartnäckigeren Gegner gehabt wie den Pfarrer

Kastanell. Er sah sich bedroht in dem einzigen Besitz, den er sein eigen nannte und über den er dereinst Rechenschaft ablegen mußte: in den Seelen seiner Pfarrkinder. Er hatte sie gelehrt, ihren rauhen Lebensweg zu gehen in steter Furcht des Allwissenden droben und unbekümmert um die Weltleute draußen. Nun kam die Welt zu ihnen herein, lockte sie mit greifbareren Verheißungen; zumal mit der stärksten, mit dem Gelde. Es war dem Kuraten eine böse Erfahrung, daß das Geld auch über seinen Einfluß siegte und die Bauern den Neuerungen, zu denen sie im Grunde scheel sahen, aus Habgier zustimmten.

Peter Kastanell wußte sich frei von Eigennutz. Ihm lag wahrlich nichts daran, sein Haus zum Gasthaus zu machen, den Bauern Rötel zu schenken und gelegentlichen Fremden Unterschlupf zu gewähren. Seinetwegen mochte das gern aufhören. Aber die Fremden, deren Zuzug er nicht hindern konnte, hatten als geduldete Gäste sich in Tat und Rede nach ihm schicken müssen, wenn sie nicht in einer der zwei kleinen Dorfwirtschaften mit einem mehr als fragwürdigen Quartier vorlieb nehmen wollten.

In der Gaststube des Widums war er, der Pfarrer, Herr gewesen; in der des neuen Hotels würden die

Fremden Herren sein und die Bauern zu ihren Nachbeter machen.

Seine Rede wurde schneidend und hart, sobald er auf die bevorstehende Hoteleröffnung und die Fertigstellung des kleinen Stationshauses überhalb der Ortschaft zu sprechen kam. Es klang eine solche Überzeugung heraus, daß sogar die, welche für beides gestimmt hatten, unsicher wurden und sich bangten, ob sie nicht dem Antichrist eine Hand geboten hätten, von dem der Pfarrer predigte, daß er umhergehe einem brüllenden Löwen gleich und suche, wen er verschlinge.

Nur der Bürgermeister ließ sich keinen Atemzug lang irre machen von dem, was der Pfarrer sagte. Höchstens betonte er kühl, daß die Geistlichen sich lieber nicht in weltliche Dinge mischen sollten, von denen sie nichts verstünden; dies ward dem Pfarrer wieder hinterbracht und verminderte seinen Groll natürlich nicht.

\* \* \*

Petrus Kastanell machte seinen gewohnten Abendgang an den besonnten Hängen entlang ins Dorf hinein. Er vermied es tunlich, die Seite zu berühren, wo der stattliche neue Gasthof stand, der

mittlerweile schon eine hübsche Anzahl von Gästen kommen und gehen gesehen hatte. Der Anblick der glänzenden Fenster, der zierlichen Holzveranden, auf denen Damen in weißen Sommerkleidern saßen, war ihm ein Ärgernis. Die paar Monate, seit der Eröffnung des Hauses dort, hatten ihm schon manches Unliebe gebracht; förmlich vorwurfsvoll schaute er an der Berglehne hinauf, wo jetzt eben ein schriller Pfiff widerhallte — der Personenzug fuhr in die neue Haltestelle ein. Wie eine schwarze, schnell sich verschlüpfende Raupe sah er von hier unten aus; und doch war er das Schicksal dieser Gegend —

Der zurückgebliebene Rauch schwebte noch einige Minuten über der Felswand und zerflatterte dann in dem goldigen Duft, der zwischen den Vertiefungen des Hochwaldes lag. Die Sonne war schon hinter die Berge gesunken, aber der klare Septemberhimmel leuchtete noch von ihrem Widerschein. —

Der Pfarrer studierte im Dahinwandeln seine Predigt für morgen, für das Fest Mariä Geburt. Sein Weg führte ihn an einem außerhalb des Ortes gelegenen Bauernhäuschen vorbei, dessen untere frisch geweißte Hälfte grell abstach gegen die altersbraune Täfelung des oberen Teils. In dem eingezäunten Gärtchen blühten Astern, Phlox und sonstige Herbstblumen, welche zum Teil soeben ihr

Leben lassen mußten. Ein paar Kinder nämlich waren beschäftigt, die Blumen einer noch jungen, nur vom Nacken sichtbaren Frau zuzutragen, die sie höchst anmutig in einem flachen Korb ordnete. Das geschah heute in jedem Hause des Dorfes, denn an dem bevorstehenden Festtage fand die kirchliche Blumen- und Kräuterweihe statt.

Petrus Kastanell preßte auf sonderbare Weise die Lippen zusammen — er hatte die Frau erkannt, nur daß er sie hier nicht zu treffen vermeinte. Des Bürgermeisters Haus stand doch drinnen am Platz, zwischen Brauerei und Hotel?!

Gerade bot eines der Kinder dem jungen Weibe eine langstengelige feuerfarbne Blume dar; jene aber schüttelte den Kopf und rief der Kleinen zu: »Die taugt nichts, Rosl; die brennende Lieb nimmt die heilige Weib nicht an!«

Der Pfarrer fuhr vom Zaune zurück mit der Miene eines persönlich Beleidigten. Hastig setzte er seine Wanderung fort und gewahrte nur noch, daß neben dem Tische, an dem die Frau hantierte, ein Lehnstuhl sich befand, in dem ein etwa siebenjähriger blasser Knabe ruhte. Dieser streckte verlangend die Hände nach der Blume aus und erhielt sie aus der Hand der Mutter, die sich dabei zärtlich zu ihm neigte.

Solch ein Aberglaube! Anders konnte man es nicht nennen, so sehr der Pfarrer sonst den alten Meinungen zugetan war. Als ob die heilige Weih nicht das Stärkste wäre, nicht Macht hätte über jegliches, auch über eine brennende Liebe. — Wenn Peter Kastanell bedachte, über was alles die heilige Weih gesiegt hatte in ihm! —

Er entsann sich noch allzuwohl der Kämpfe seiner Jugend, als er, der Bauernsohn, sich so verlassen und verloren vorgekommen war in der Stadt, in der veränderten Umgebung, bei dem geistlichen Studium. — Er konnte sich auch noch nicht abfinden mit dem Gedanken, ein Priester werden zu sollen, er, der frischeste, wildeste Gebirglerbub, den es daheim gab. Aber die Mutter, seine Mutter, hatte es so gewollt, in einem schweren Siechtum, als sie stöhnend vor ihm lag und nichts helfen mochte. »Wenn du halt wolltest geistlich werden — du würdest selig, und ich würde für gewiß gesund.« — Er hatte es versprochen aus Angst und Mitleid heraus; sie wurde gesund — da hieß es, das Versprochene einzulösen. Nur daß es schwer war.

Ganz besonders schwer schien es seit dem Augenblick, wo Peter Kastanell die Bekanntschaft des gleichaltrigen Karl Scherfner, der mit ihm aus demselben Tale gebürtig war, gemacht hatte. Die

gemeinsame starke Anhänglichkeit an die engere Heimat knüpfte ein Band zwischen dem geistlichen Studenten und seinem Kameraden. Im übrigen war das Verhältnis der beiden Genossen von streitbarer Art; denn sie waren so ziemlich in allem verschiedener Meinung, trotzdem jeder im Grunde seines Herzens den andern für einen tüchtigen Kerl ansah. Karl Scherfner war, was man einen »Roten« nannte, er las gern liberale Blätter und sogar verbotene Bücher, verfolgte auch mit aufmerksamem Blick den Gang der Welt außerhalb Tirols. Peter hingegen, der fest an dem hielt, was durch ererbtes Blut und Überlieferung ihm heilig galt, las dem andren als angehender Theologe häufig den Text und wurde dafür derb abgefertigt. So stießen sie sich wechselweise an und stießen sich ab. Das Schlimmste aber war, daß Scherfner durchaus das Bindende des Wortes, das Peter seiner Mutter gegeben, nicht einsehen wollte und dem Genossen auf alle Weise zusetzte, nur ja nicht Priester zu werden, wenn er nicht den innersten Beruf dazu fühle.

Jeder Zweifel, jede selbstische Regung in Peters Seele wurde so beständig angefacht, bis er in sich keine Ruhe mehr fand, und sich fest vornahm, in der Vakanz daheim dem Ding ein Ende zu machen.

Er war weit entfernt, eine schwachherzige Trauer darum zu empfinden, daß er als Priester Weib und Kind entbehren sollte; dazu war sein Fühlen noch zu jungfräulich herb. Und er hatte daheim nicht halb so oft von Liebe als von der Sorge und Mühsal, die die Familie verursacht, reden hören. Dennoch: wenn sein Freund Karl, der auf Freiersfüßen zu wandeln begann, ihm manchmal vertraulich über sein erhofftes Glück sprach oder das Bild der wunderlieblichen Etschländerin zeigte, auf die er ein Auge geworfen — dann ging es Peter wie einem, der in ein Zimmer tritt, wo eine Schale edlen Weines ausgegossen worden: ob er auch keinen Durst hat, ein bißchen verlangend macht der Duft ihn immerhin.

Auf dem ganzen Weg nach Hause wiederholte der stud. theol. sich die Worte, die er sprechen mußte: »Mutter, wenn Sie mich nicht unglücklich sehen wollen, lassen Sie mich alles andre werden, nur nicht geistlich!«

Aber zu Hause angelangt, verschob er das Geständnis von einem Tage zum andern. Und mit jedem Tage wuchs ihm die Erkenntnis, daß er durch seine Weigerung die einzige höchste Hoffnung eines in Arbeit und Entbehrung verzehrten Lebens, das zur Neige ging, auslöschen würde. Er sprach sich Mut zu und hatte doch nie genug, um den Stoß ins Herz



seiner Mutter zu führen. Da zwang er sein eigenes nieder und beugte sich seinem Geschick.

Nach seiner Rückkehr in die Stadt teilte er dies Karl Scherfner mit, und das führte zu einer Aussprache, die schließlich den heftigsten Charakter annahm. Karl, aus lauter Freundschaft erbost und enttäuscht, steigerte sich zu verletzenden freigeistigen Äußerungen, an die er im Grunde nicht dachte. Peter fand ihn unleidlich, blieb ihm nichts schuldig und erklärte zuletzt, einen solchen Umgang für unvereinbar mit seiner demnächstigen Priesterweihe zu halten. Achselzuckend ging der gekränkte Kamerad seines Weges; der Student Kastanell meinte: nun scheide die Zerrissenheit aus seinem Dasein.

Karl Scherfner heiratete. Kurz darauf empfing Peter Kastanell wirklich die Weihen, zur höchsten Freude seiner Mutter, die am Tage der Primiz ihre Türe bekränzte und ein Transparent davor anbrachte mit der Inschrift: »Der Neuerweltheit entzückt — Seine Mutter hochbeglückt.« — Ihr Entzücken währte bis an ihr seliges Ende.

Eine Fügung hatte es gewollt, daß der junge Priester zum Kaplan in Karl Scherfners Heimatsort gemacht wurde. Und hier, nachdem die Entscheidung gefallen war und die neue Pflicht ihm ihr ernstes

Antlitz zuwandte, kam es noch einmal wie erschreckte Auflehnung über ihn. Sein Lebensungestüm bäumte sich wie ein junges Roß, das den Zaum verspürt. Zerfahren und scheu strich er umher — das waren die Monate der Unrast gewesen

Aber in Peter Kastanells kräftigem Leibe steckte auch die entsprechende Willenskraft. Er sagte sich zuletzt, daß der ein Tropf sei, der Selbstgewähltes nicht zu tragen wisse — und außerdem entglomm in ihm das Streben, dem Amte des Gebirgsgeistlichen, dessen Macht und Verantwortung er täglich mehr erkannte, gerecht zu werden. So sank der junge Student Kastanell allmählich zu den Toten, und der Pfarrer Petrus erstand.

Ein wenig hatte auch sein ehrgeiziges Selbstgefühl mitgewirkt. Drüben in der Brauerei war Karl Scherfner mit seinem jungen Weibe eingezogen; sie sollten sehen, daß er die bedeutsame Stelle, die ihm der Herrgott gewiesen, nicht schlechter ausfüllte, als sie die ihrige. — In persönliche Berührung mit dem nachmaligen Bürgermeister und den Seinen kam der Geistliche nur, wo sein Amt es nötig machte, denn auch Karl Scherfner vermied dies, eingedenk der kränkenden Aufkündigung von Peters Seite. Der war längst über weichmütige Rückblicke hinaus; nur bisweilen, wie jetzt, weckte Josepha Scherfner

Anblick ihm die schlimme Erinnerung, daß der Mann, der ihm nunmehr die geistige Herrschaft in der Gemeinde nehmen wollte, schon einmal den Zwiespalt in sein eigenes Wesen getragen hatte.

Mit gefurchter Stirn kam der Pfarrer nach Hause zurück. Er aß zerstreut ein paar Bissen von dem, was die Häuserin ihm vorsetzte zum Nachtmahl; mittendrein fragte er, nach einigem Zögern, ganz beiläufig die aufwartende Zenzi: »Wieso hält sich dem Bürgermeister sein Weib jetzt im Grundnerhäusl auf? — beim Grundner am Bach, mein ich.«

»Am Bach« hieß das Haus zum Unterschied von andren gleichnamigen, weil es, als das äußerste des Kirchdorfs, verhältnismäßig dem leeren Bachbett am nächsten lag, obschon noch ein paar Büchenschüsse davon entfernt.

Die Häuserin gab dienstfertigen Bescheid. »Ja, wissen Hochwürden net? Dem Bürgermeister seinen Buben, den Poldi, der immer so ein bißl serbelt (kränkelt), ham s' bei die Grundnerischen, wo mit die Scherfner verschwägert sein, einquartiert. Es ischt keine rechte Ruh für ihn im Hotel, jetzt wo's so zugeht — im nächsten Jahr, sagen s' wollen s' ihn von Anfang an hinunter tun — er ischt so viel nervös. Natürlich hockt die Mutter die halbe Zeit bei ihm.«

»So, so« — machte der Pfarrer gedankenvoll — die Zenzi jedoch, einmal im Zuge, fuhr fort: »Übrigens recht eine liebe Frau, dem Bürgermeister die seinige!« — Als sie keine Antwort erhielt, rückte sie mit dem heraus, was sie ohnehin gern anbringen wollte. »Wissens, Hochwürden, verzeihen schon, daß ich's sag; letzthin wie das große Sommerfest g'west ischt vorn Hotel, und Hochwürden ham die Steinfuhren grad mitten übern Platz gehn lassen — da soll der Bürgermeister net schlecht grantig g'west sein. Und da« —

»Da war kein Grund« — unterbrach der Pfarrer mit Schärfe. »Die Ausbesserung an der Kirche war höchst eilig und nötig, gerade vor dem gnadenreichen Frauentag — da hätt ich sie wohl verzögern oder die Fuhren ums ganze Dorf herumgehen lassen sollen, bloß damit die Stadtfräck keine fünf Minuten in ihrer Gaudi gestört sind. Die im Hotel nehmen wahrhaftig keine Rücksicht auf die Kirch — an die Freitag zum Beispiel gibt's immer Fleisch — da wird die Kirch auf sie doch auch keine nehmen.«

»Aber freilich, aber gewiß, Hochwürden, das sag ich ja! Und die Sepha, die Frau, hat'n Scherfner deshalb auch zugeredet und ihm klar gemacht: ein jed's handelt von sein Standpunkt, der Herr Kurat auch. Wie gesagt: eine liebe Frau!« — Da sie aus der

Miene des Pfarrers ersah, für den Augenblick sei genug geplaudert, räumte sie das Tischzeug und Geschirr zusammen und verließ knixend die Stube.

Der Geistliche war allein. Er stellte sich ans Fenster und ließ seinen Betrachtungen freien Lauf. Es freute ihn, daß die Sepha trotz des Zusammenlebens mit Scherfner frömmer als dieser geblieben war. Und wegen des Sorgenkinds bedauerte er sie aufrichtig. Es erschien ihm plötzlich als eine Vernachlässigung seiner Pflicht, daß er weder um sie noch um den Kleinen sich bisher weiter gekümmert hatte. Vielleicht waren sie es, durch die auf des Bürgermeisters Seele gewirkt werden konnte, wenn das auf dem direkten Wege nicht möglich war. Versuchen wollte er es jedenfalls.

\* \* \*

Acht Tage später schritt der Kurat Kastanell, sein strengstes Amtsgesicht über dem langen schwarzen Kleide tragend, der Bürgermeisterwohnung zu. Es hatte sich wiederum etwas Unliebsames ereignet, etwas, das der Pfarrer nicht hingehen lassen konnte, ohne offizielle Beschwerde darüber zu führen.

Bei einer Prozession, die am Frauentage abgehalten worden, hatten verschiedene der noch

nicht abgereisten Fremden sich unter den Zuschauern befunden. Ein junger Mann, der in vorderster Reihe stand, hatte beim Herannahen des Pfarrers mit dem Sanktissimum den Hut nicht abgenommen. Der Geistliche war stehen geblieben und hatte mitten in den feierlichen Gesang hinein dem Unmanierlichen zugerufen: »Hut ab!« — Von verschiedenen Seiten war der Ruf wiederholt worden, so daß die ganze Prozession ins Stocken geriet; der Schuldige aber, ein junger Ausländer, hatte erst begriffen, was von ihm verlangt wurde, als ein Nebenstehender ihm kurzweg den Hut vom Kopfe nahm.

Die Bürgermeisterstube hatte bei aller Einfachheit etwas Städtisches, Allgemeines an sich; sie sah nicht eigentlich tirolisch aus, ebensowenig wie ihr Besitzer. Der Bürgermeister Scherfner war ein blonder, sonnverbrannter Mann mit gepflegtem Bart, in einfachem, modischem Hausanzug. Im Bau der hohen starkgliedrigen Gestalt hatte er eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Pfarrer.

Sie begrüßten sich zurückhaltend, nannten einander »Sie« und sprachen Hochdeutsch, was sie allein von allen Dorfbewohnern konnten, obschon es ihnen im letzten Herzwinkel unnatürlich vorkam. Der Pfarrer brachte seine Beschwerden vor: den Vorgang neulich bei der Prozession, die Nichtbeachtung der

Fastengebote, ein gelegentliches Tanzen in den Freitag hinein und dergleichen mehr.

»Wissen Sie, Hochwürden« — sagte der Bürgermeister ruhig — »da kann ich nix ausrichten. Die Herrschaften, die von weit her kommen, wollen hier leben nach ihrem Gusto; ich kann ihnen nicht die Kindsfrau machen und nichts verbieten. Unsre Sitten und unsern Glauben jedem Fremden ausdeutschen, das gib ich lieber auf, weil's doch nicht nutzt.«

Der Pfarrer runzelte die Brauen. »Aber das Beispiel! Wohin soll das führen, wenn unsre Leute vom Dorf, die Jungen gar, alles, was uns bisher heilig galt, gleichgültig und geringschätzig behandelt sehen? Sehen Sie nicht, was für eine Verantwortung auf Sie fällt?« — »Nein« — versetzte Karl Scherfner — »die seh ich nicht. Wer dem ersten besten zulieb von seiner Überzeugung abfällt, der hat sie nie gehabt. Und wenn einer merkt, daß andre in äußerlichen Sachen verschieden von ihm denken und doch brave Leute sind, so schad't ihm das gar nicht.«

»Wir verstehen uns nicht.« — In des Pfarrers Stimme bebte der mühsam unterdrückte Groll. »Mit alle dem, was unsre Bauern bei Ihnen da abschauen und lernen, geht ein Stück von unsrer Eigenart weg, von dem, was uns überliefert ist und unser Volk stark und fromm gemacht hat. Um aber was Richtiges von

den Fremden zu lernen — dazu ist die Bekanntschaft wieder zu weitläufig. Und wer seine Heimat liebt«

---

Da stand der Bürgermeister plötzlich kerzengerade vor ihm. — »Entschuldigen schon, Hochwürden — die Heimatlieb laß ich mir nicht abstreiten. Der eine liebt so, der eine anders. Der meint, er kann seine Heimat in eine Schachtel packen und absperren, was heutzutags nimmer recht geht — der hingegen (als wie ich) will, daß sie nicht nebendraus sitzt, sondern von allem Guten und Neuen, was die Zeit bringt, ihr Teil kriegt. Das bißl Schlimme, was mit unterläuft, bleibt in einem gesunden Gemeinwesen nicht haften. So mein ich halt.«

Einen schweigenden Augenblick lang maßen die stattlichen Männer sich mit den Blicken. Dann wandte der Pfarrer sich zum Gehen mit den kurz gesprochenen Worten: »Ich sehe das Nutzlose unsrer Unterredung. Pfütat Gott!« — »Empfehle mich bestens, Hochwürden« — erwiderte, ihn höflich zur Türe geleitend, der Bürgermeister.

Vor dem Hause blieb der Pfarrer stehen und tat einen tiefen Atemzug. So ein Moderner — so ein Bockbeiniger! Schneid hat er übrigens schon. Wir aber auch — und so werden wir uns selber helfen. — Dicht hinter ihm klang ein Schritt; noch jemand



schien das Bürgermeisterhaus zu verlassen. Der Pfarrer fuhr herum bei dem leisen Gruße, den eine Frauenstimme neben ihm sprach: »Frau Scherfner! Ja so!«

Es war Sepha. Sie ging zu ihrem kranken Kind ins Grundnerhäuschen. Da sie etwas unschlüssig den Schritt verlangsamte, schickte der Pfarrer sich an, neben der Frau zu gehen. Sie war gealtert und sah sorgenvoll aus — das sagte ihm ein verstohlener Blick auf ihr zartes hübsches Gesicht — nur die Gestalt schien nach wie vor die eines Mädchens, schmiegsam und schlank in dem weichen grauen Wollkleide.

Mit schüchterner Freundlichkeit erkundigte sie sich, ob der Hochwürdige geschäftlich bei ihrem Manne zu tun gehabt, worauf er ausweichend antwortete. Sie hätte gern hinzugesetzt, daß es sie überhaupt schmerze, wie selten der Herr Pfarrer sie beehre. Aber sie wagte es nicht; und so blieben sie beide stumm, bis der Pfarrer seinerseits fragte, was eigentlich ihrem Buben fehle.

»Er war als klein ganz gesund« — berichtete Sepha betrübt — »nachher hat er so stark die Gichter gehabt und seitdem ischt er wie ausgewechselt — leider. Er kann nicht Schul gehn — der Doktor meint,

man müßt ihn in ein Sanatorium tun; oder eine Kur brauchen lassen. Aber mein, mir ischt so viel angst.«

»Ich halt auf die Geschichten nichts« — bemerkte der Pfarrer wegwerfend. »Mein Mann schon« — wandte sie ein, worauf er fast spöttisch entgegnete: »Ja, das glaub ich.«

Da waren sie an dem Häuschen angelangt — aus dem Garten erhob der kleine Poldi, der der Kommenden ansichtig geworden, ein Freudengeschrei. Der Pfarrer erklärte, er wolle mit hineingehen und begrüßte den kleinen Kranken mit einem Wohlwollen, das sehr starke Menschen bisweilen den schwachen gegenüber haben, und das ihnen großen Reiz verleiht. »Du Hand busseln!« — mahnte die Mutter, als Poldi sie umhalste und den Geistlichen unschlüssig ansah. Ihre Kirchlichkeit hatte sich gesteigert, seit ihr eigener Mutterschmerz sie der Schmerzensmutter am Altare so nahegebracht hatte. Poldi tat wie ihm geheißen war, und der Pfarrer unterhielt sich mit ihm, fragte nach diesen und jenen Dingen aus der biblischen Geschichte, die das Kind nicht wußte. »In der Schul lern ich's dann schon« — behauptete es, anscheinend fest überzeugt, daß sein Gebrechen nur vorübergehend sei und ihm den Schulbesuch schon noch gestatten werde. »Das nächste Mal, wenn ich komm, bring ich dir ein

Heiligen mit« — sagte der Pfarrer beim Abschied und riet an der Gartentür noch der Mutter, daß sie doch einmal einen der großen Gnadenorte aufsuchen solle, mit dem Kind oder allein. Soviel wie ein guter Doktor richte der Herrgott wohl auch noch aus. Sepha meinte, sie wolle daran denken.

Daß das Kreuz in seinem eignen Haus den Freigeist, den halsstarrigen, nicht zur Einsicht bringt! — dachte der Kurat im Dahingehen. Dann nahm sein Ärger eine andre Richtung, denn als er, langsam emporsteigend, den Rückweg einschlug, traf er auf die alte Holzbrücke, die von dieser Seite über das Bachbett zum Widum führte. Eine neue müsse her — hatte der Pfarrer schon längst beschlossen.

An einem der nächsten Tage machte er indes sein Versprechen wahr, dem lahmen Knaben ein Heiligenbildchen zu bringen. Am Zaun blieb er stehen, denn er hörte die Stimme Sephas aus der Laube im Eck, wie sie ihrem Söhnchen eine Geschichte erzählte, deren Ende der Kurat abwarten wollte.

— Nachher, wie er sie wieder einmal beim Beten antrifft, kriegt er sein großes Schwert, weil er ganz närrisch war mit lauter Eifern, und schreit: ›Auf der Stell derstich ich dich, wenn du nicht schwörst, daß du mich lieber hast wie Gott den Herrn!‹ — Und wie

die Adelheid vor Schreck nicht hat schwören können und wollen, geht der gottlose Ritter her und sticht der Adelheid das Schwert in die Brust. Wie sie dann tot dagelegen ist, hat 's ihn aber schrecklich gereut, und er ist in den Wäldern umeinand gerannt und hat in der Einsamkeit gehaust neun Jahre lang, bis er vor Elend gestorben ist. Das ist die Geschichte vom Reimprecht von Payersberg und seiner Frau, der Adelheid von Andrian. — »Jesses, Karl, hast du mich jetzt derschreckt!« —

Dieser Ausruf galt dem Bürgermeister, der ganz sacht vom Hause hergekommen war und sich von hinten über Sephas Schulter bog. »Grüß Gott« — sagte er munter und hob dann sein Söhnchen auf den Arm. »Gelt du, schön kann sie 's Verzáhlen, die Mutter! Übrigens: so gar arg ihn übelnehmen kann ich 's dem Reimprecht nicht — jeder Mann will gern beim Weib der Erste sein.«

Der Pfarrer war inzwischen eingetreten und grüßte die Frau: »Gelobt sei Jesus Christus!« — wobei er ihrem Mann etwas steif zunickte. Dann zu Poldi gewendet: »Ich bring dir was, da schaug her!« — Es war ein buntes Bildchen, das den guten Hirten mit einem Lamm auf der Schulter darstellte. Poldi klatschte in die Händchen: sein Vater setzte ihn nieder und sagte zurückhaltend: »Oh, sehr

liebenswürdig!« — Zugleich streifte er über den braunen Scheitel seines das Bildchen bewundernden Weibes hinweg den Kuraten mit einem Blick, der zu fragen schien: »Was schaffst du eigentlich in meinem Reich?« — Den Pfarrer focht das nicht an: er fühlte sich selbst als guten Hirten und war entschlossen, keinem Familienvater zu weichen, wäre er selbst so gewalttätig wie Reimprecht von Payersberg.

\* \* \*

Der Kurat verfolgte seinen neuen Vorsatz, die Seelen der Frau und des Kindes zu retten, und durch sie vielleicht den trotzigen Hausherrn zu bekehren, mit dem ganzen unruhigen Feuer, das ihm innewohnte. Häufig kam er zu Sepha und ihrem kränklichen Knaben; er erfüllte die Phantasie des Kleinen mit übersinnlichen Vorstellungen und predigte der Mutter das eine, was not tat nach seiner Einsicht. Er deutete darauf hin, daß ihr Mann zu sehr in Sorgen um das Irdische befangen und leider auch von der Glaubenslosigkeit seiner Gäste angesteckt sei — desto mehr müsse sie unablässig bedacht sein auf sein und ihres Kindes Heil.

Sepha war zu letzterem von Herzen bereit; ihr Wesen wandte sich ohnedies gern den himmlischen

Dingen zu. Nur in bezug auf ihren Mann, den sie mehr liebte als sie irgend jemand, auch ihm selbst, zu zeigen vermochte, gab sie dem Pfarrer nicht recht. »Er redt halt so, weil er geistlich ist« — dachte sie — »von meinem Mann sein Geschäft kennt er nichts.« — Ebenso suchte sie aber den Kuraten bei ihrem Karl in besseres Ansehen zu setzen und ihn zu größerer Rücksichtnahme auf jenes Anschauung zu bewegen — damit kam sie übel an. Der Bürgermeister hatte zu häufig den ihm entgegenwirkenden Einfluß Peter Kastanells zu verspüren, der allmählich die größere Hälfte des Dorfes zu der Überzeugung brachte, die neuen Bräuche, die mit den Fremden hereinkämen, seien höchst gefährlich.

Es ließ sich nicht leugnen: die Ansprüche, namentlich die der Jungen, waren gestiegen. Die Mägde begehrten sich nach der Stadt zu verdingen; die Knechte wollten es im Wohlleben den Bauernsöhnen und diese den jungen Städtern nachtun. Einer oder der andre hatte geäußert: er diene auch bei Andersgläubigen, wenn er gut gezahlt würde. Das alles schoben die konservativ Gesinnten dem Bürgermeister in die Schuhe und tränkten es ihm gelegentlich ein. War dergleichen geschehen, so konnte irgend eine Berufung Sephas auf den Kuraten

den heimkehrenden Mann geradezu aufbringen; er warf ihr dann vor, nicht fest genug zu ihm zu halten und bewies ihr ein kränkendes Mißtrauen.

Die junge Frau fuhr bei dem Versuch, jedem das Seine zu geben, ebenso schlecht wie die Bauern, die von ihren beiden Oberhäuptern hierin und dorthin gezerrt wurden. Ein Agent war ins Dorf gekommen, der die Einwohner bereden wollte, ihre Häuser und Felder gegen die verschiedenen Naturereignisse zu versichern. Eine Deputation der also Angesprochenen ging zum Pfarrer, sich Rats zu erholen. Der meinte, das Ding gehe ihn nicht an.

»Wohl, wohl« — meinte der Führer des Trüppchens, der seinen Hut in den Händen drehte —. »Hochwürden sollen halt lei sagen, ob es aft net ein Hintansetzen von die lieben Heiligen war, wenn ma assekuriern taten.« — Der Kurat erklärte: das müßten sie mit sich selbst ausmachen. Entweder einer vertraue fest auf Gott und seine Heiligen, dann brauche er das andre nicht — oder, falls er nicht vertraue — ja dann. — Darauf beschloß ein großer Teil, nicht zu versichern; andre aber zogen nochmals den Bürgermeister zu Rat und hinterbrachten ihm des Pfarrers Meinung, etwas entstellt. Darauf nun sollte der Bürgermeister geäußert haben: »Da möcht eine Kuh drüber lachen — so ein Unsinn!« — Wenigstens

wurde es der Häuserin so wiedergesagt, die es für ihre Pflicht hielt, überall herumzuhorchen — sicher war nur, daß Scherfner zugunsten des Agenten gesprochen. Peter Kastanells Ungestüm aber riß ihn hin, am nächsten Sonntag eine Predigt zu halten, in der er alles zusammenfaßte, was das neue Wesen im Orte Mißliches gezeitigt hatte.

In seiner rauhen, doch meist treffenden Redeweise schilderte er den von sich selbst abgefallenen Bauern den Mischling, dem eins wie das andre gilt, so greifbar, daß eine Anspielung auf den Bürgermeister deutlich herauszuhören war. Sepha wurde in ihrem Kirchstuhl rot und blaß; ihr Mann verließ die Kirche noch vor Schluß des Gottesdienstes und sagte vernehmlich zu ein paar draußen stehenden Freunden: »Er hoffe, diese Manier zu predigen werde der Kurat nicht weiter treiben, sonst gäb es schon Mittel und Wege, sich das zu verbitten.«

Zum Kummer seiner Frau fuhr von da an der Bürgermeister an Kirchtagen zur Messe in die nächste Ortschaft. Den Kuraten hatte er abgepaßt, da er wieder einmal nach dem seit Schluß der Fremdensaison heimgekehrten Poldi zu sehen kam, und hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben: er dürfe seinen Besuch weder verlängern noch wiederholen.



Petrus Kastanell war das Blut zu Kopfe gestiegen: dergleichen widerfuhr ihm zum erstenmal. Es tat ihm leid um die Frau und das Kind, denen er wirklich zugetan war; zugleich begriff er, daß er die Aussicht verscherzt hatte, dem Bürgermeister in gutem, durch Dritte beizukommen.

Im Widum traf derweil der ohnehin verstimimte Geistliche eine häusliche Szene an: die Zenzi zeterte mit hochrotem Kopfe in ein verweintes junges Ding hinein, ihre Schwestertochter Nandl, die sie sonst gern leiden mochte und häufig zu allerlei Diensten im Pfarrhofe verwendete.

»Was denn los sei?« fragte der Kurat und erfuhr, die Alte habe ihr Schwesterkind dabei ertappt, wie sie sich von dem Wastl hinter einer Stadeltür habe küssen lassen. »Von dem Loder, dem keinnützigen, müssen Hochwürden bedenken, von dem Schwanz, dem ausgeschämten — Jesses, ich kunnt ersticken vor Zorn!« — »Ja, ja, den Brävsten hast dir schon nicht herausgesucht,« — sagte der Pfarrer strafend zur schluchzenden Nandl. Er kannte den Burschen als hoffärtig und genußsüchtig, verdachte es ihm überdies, daß er, um Trinkgelder von den Fremden zu erhaschen, ihnen gern den biedereren Älpler vorspiele, sie du nannte, ihnen gefühlvolle Lieder sang — dies alles, um sie dann hinterrücks auszulachen. —

»Wenn er doch aber sagt, er hat mich gern — uh — uhh — und wehren hab ich mich net können« — verteidigte sich das Mädchen. Es wurden noch viel Tränen und Ermahnungen verschwendet, bis sie dahin gebracht war, feierlich zu versprechen, sie wolle Wastl künftig abfahren lassen.

Der Winter brach herein, eisig, still und schön, wie er in geschützten Hochtälern zu sein pflegt. Eine Last von Schnee auf Bergen und Stegen, aber kein Schlickerwetter, nichts Halbes —, und die glitzrige Pracht des Rauhreifs an allen Bäumen! Die Züge sausten vorbei — sie hatten um diese Zeit keinen Grund, an dem bretternen Stationshäuschen anzuhalten. Das Friedliche der schlummernden Natur erstreckte sich auch auf die Gemüter der Dörfler; eine Art Waffenstillstand zwischen der weltlichen und kirchlichen Macht war eingetreten. Er wurde unterbrochen durch eine Gemeinderatssitzung, in der eigentlich gar nichts Aufregendes zur Sprache kam und die doch eine große Erbitterung im Gefolge hatte.

Schon längere Zeit vorher war seitens des Pfarrers der Antrag gestellt worden, daß die hölzerne Brücke über dem Bachbett durch eine steinerne ersetzt werde. Er führte als Grund an, daß schon mehrmals bei Regengüssen oder Muhrbrüchen der

anschwellende Bach die Brücke fortgerissen habe und die Verbindung des Pfarrhauses mit den außerhalb des Ortes gelegenen Häusern abgeschnitten gewesen sei. Die Unmöglichkeit, in derartigen Fällen zu Kranken oder Sterbenden jenseits der Brücke zu gelangen, beschwerte sein Priestergewissen — deshalb verlangte er die Steinbrücke.

Der Bürgermeister hinwieder war der Ansicht, daß die Verbindung über den Bach vermittelt einer Notbrücke jederzeit herzustellen sei — wichtiger sei es, das Bett gehörig zu vertiefen, damit der Steg nicht weggerissen werde. Und vor allem gelte es, damit auch die Straße nicht, wie bisher, in solchen Fällen durch Erd- und Steingeröll ungangbar werde, den Berg auf dieser Seite durch Faschinen und Untermauerung zu versichern — so habe ein städtischer Ingenieur, der als Sommergast dagewesen, ihm geraten.

Beides hätte sich nun ganz wohl vereinigen lassen, allein die Gemeindevertreter waren zähe im Geldherausrücken, und keine Hoffnung bestand, ihnen die Kosten für all diese Verbesserungen auf einmal abzubetteln. Darum wurde es zu einer Art Machtfrage, wer seine Forderung in erster Linie durchsetzen würde — und der Pfarrer wie der

Bürgermeister bearbeiteten, jeder für sich, die Gemüter aufs eifrigste.

Die Gemeinderatssitzung brachte die Entscheidung. Mit nur einer Stimme Mehrheit erfochten die dem Kuraten Ergebenen den Bau der Brücke. Die Faschinen und die Straßenverbesserung könnten ein andermal in Angriff genommen werden. Dieser Beschluß verletzte den Bürgermeister aufs empfindlichste — zum erstenmal kam er sich dem Pfarrer gegenüber als der Besiegte vor — und auf seinem eigenen Gebiet. Er machte niemand gegenüber ein Hehl daraus, wie schnöd behandelt er sich fand und wie er wohl besseren Lohn von der Gemeinde verdient hätte, die gerade ihm ihr Aufblühen und eine Mehrung der Einnahmen verdankte. Seine ungeschminkt herausgesagten Vorwürfe blieben nicht ohne Wirkung — unter den jüngeren rührigen Bauern entstand ein Gemurre, man hätte dem Bürgermeister Gehör geben und sich von den Pfaffenknechten nicht ins Bockshorn jagen lassen sollen.

Um so herzlichere Beweise der Teilnahme, gleichsam eine Abbitte empfing der Bürgermeister, als nach Weihnachten eine schwere Sorge ihn heimsuchte — sein Poldi erkrankte an einer Kinderkrankheit, die bei des Kleinen zarter

Veranlagung rasch eine gefährliche Wendung nahm. Vater und Mutter lösten sich ab vom Bette des Bübchens, beide von der gleichen Angst gepeinigt, nur daß der Mann schweigend litt, während Sepha unablässig weinte und betete. Als die Lebensgefahr aufs Höchste stieg, ward nach dem Pfarrer gesandt. Bei seinem Eintritt verließ der Bürgermeister das Zimmer.

Sepha kniete am Boden — ihre Gedanken waren wirr und müde vor Qual. Sie horchte auf die gedämpfte Stimme des betenden Kuraten, der ihr Trostworte zusprach, eingelernte Trostworte, die er schon an manchem Sterbebette gebraucht, denen aber doch ein Ton persönlichen Mitleids anhaftete. Sie faßte den Zusammenhang seiner Reden nicht mehr ganz — Prüfung — Heimsuchung der Sünden — die strafende und doch verzeihende Allgewalt Gottes. An diese Allmacht klammerte sie sich: der da alles vermochte, würde sich ihrer erbarmen, er mußte — er sah doch ihr Elend. Sie wollte auch dafür tun und aufopfern, was sie konnte — den Armen geben, eine Wallfahrt machen, so weit als immer — alles — alles!

Ihr Mann kam wieder herein, mit dem Doktor, den man herbeitelegraphiert hatte. Sie tauschten flüsternde Fragen — der Pfarrer hatte sich ans

Fenster zurück gezogen. Das Kind wimmerte leiser und seltener, man wußte nicht recht: war es die zunehmende Schwäche? —

Nein, sie war es nicht! Einige Stunden später erklärte der Arzt, der den Kleinen nicht aus den Augen gelassen, die Krisis für glücklich überstanden. Sepha hob die gefalteten Hände empor; sie schluchzte und stammelte: »Gott, ich dank dir! Gott, du hast mich erhört! Ach, ich hab's gewußt: du bist barmherzig!« — Ihr Mann umschlang sie mit zuckenden Lippen; aber der weiche Ausdruck in seinen Zügen verschwand, als Petrus Kastanell sich dem jungen Weibe nähernd, ein lautes Dankgebet anstimmte, in das Sepha verzückt einfiel.

Die Krankheit des Knäbchens diente nicht dazu, seinen Vater mit dem Pfarrer zu versöhnen. Sobald Scherfners erste gerührte Stimmung verflogen war, wurmte es ihn oft bitter, daß der ihm feindlich gesinnte Kurat nun gewissermaßen heimisch in dem Krankenzimmer geworden war. Er begriff, daß Sepha, die soviel zu tragen hatte, Verlangen nach geistlichem Zuspruch fühlte — er hätte ihr diesen nicht nehmen mögen; aber er betrachtete das Vertrauen, das sie dem Kuraten entgegenbrachte, als ein ihm entzogenes. »Überall ist er mir im Weg« —

dachte er verbissen — »in der Gemeinde, bei meinem Buben, jetzt gar noch bei meiner Frau.«

Gegen das Frühjahr ward der Bau der neuen Brücke in Angriff genommen; jeder Stein, den man dazu herbeischaffte, erinnerte den Bürgermeister an seine Schlappe und ward ihm ein Stein des Anstoßes.

Derweile hatte die Genesung des kleinen Poldi allerdings Fortschritte gemacht; die Krankheit selbst schien gehoben, doch war ein andres Übel zurückgeblieben: eine Art Lähmung der einen Seite, die dem Kinde das Gehen benahm und die der Arzt als von den Nerven herrührend bezeichnete. Er riet, den Kleinen zu elektrisieren, was sicher helfen würde, und wollte damit beginnen, wenn er zur Sommerfrische herkäme, wie er fest im Sinne hatte.

In Sepha jedoch hatte sich, verängstigt wie sie war, die Anschauung festgesetzt, ihr Kind sei zu zart, um eine Behandlung, die sie für schmerzhaft und anstrengend hielt, zu vertragen. Sie zitterte vor jedem derartigen Versuche und hätte ihren Sohn am liebsten von keiner Hand als der ihrigen mehr berühren lassen. Dagegen bat sie eines Tages ihren Mann inständig, ihr im Sommer zu erlauben, daß sie nach Weißenstein wallfahrete — die liebe Himmelsmutter, die dem Buberl das Leben erhalten, werde es dann gewiß vollends gesund werden lassen.

»Das hat dir der Pfarrer in Kopf gesetzt« — fuhr Scherfner heraus. Sepha gab zu, daß der es ihr auch geraten hätte, fügte aber hinzu, sie habe es aus freien Stücken gelobt.

»Ich leid's net« — erklärte er kurzweg: »Daß du mit all die bigotten Weibermenschen da hinauflaufst, das hat der Kurat nur ausgeheckt, damit ich der Blamierte bin. Daraus wird nix.« Der Sepha verschlug es beinahe den Atem. »Karl, ich bitt dich gar schön — wo ich's doch versprochen hab am Krankenbett von unserm Kind.« — »Hättest mich halt zuvor gefragt!« — fiel er ein. Die sonst fügsame Frau aber bestand diesmal auf ihrem Sinne: »Du willst den Poldi absolut elektrisieren lassen, ich will's zuvor mit unserm Herrgott probieren. Das müßt dir recht sein, wenn dir net rein der Zorn auf'n Kuraten die Einsicht wegnehmen tät.«

Ein Wort gab das andre. Die Gatten erzürnten sich ernstlich — zuletzt, da der Bürgermeister immer härter seinen Beschluß wiederholte, rief Sepha, bedachtlos vor Kummer und Unwillen: »Jetzt seh ich's, daß du wirklich ein Unchrist bist, wie die dir's nachreden, die meinen, unser armer Poldi wäre nur krank worden zur Straf für deine Gottlosigkeit.«

Sogleich bereute sie das Wort, als sie ihres Mannes jähes Erblassen wahrte. »Wer untersteht sich so



was?« — fragte er mit erzwungenem Gleichmut und fuhr, in Anbetracht ihres Schweigens, von selbst fort: »Ich weiß aber, die Anhänger von dem schwarzrocketen Giftnickel sind's, die mir so saubere Sachen aufbringen, ihm zulieb. Bloß daß mein Weib ihnen die Magd macht und mir so was ins Gesicht sagt, hätt ich wohl net denkt.«

Damit ging er aus der Tür und warf diese dröhnend hinter sich zu, während Sepha in größter Verzagtheit zurückblieb.

\* \* \*

Es war eine schwüle Stimmung im Orte. Die offenkundig gewordene Spannung begann immer unerträglicher zu werden. Die ersten Sommergäste waren eingetroffen, was dem Bürgermeister zum Glück viel zu tun gab; sonst hätte er schon den Schritt einzuleiten versucht, den er in Gedanken trug: Peter Kastanells Versetzung an geeigneter Stelle zu beantragen.

Dessen alter Freund, der Professor, befand sich auch unter den Ankömmlingen, ward aber bei einem Besuch im Widum nur kühl empfangen und merkte alsbald die veränderte Sachlage. Er suchte in freundlicher, unaufdringlicher Weise die beiden

streitenden Teile auszuforschen und erreichte seinen Zweck, indem jeder von beiden ihm das erzählte, was zu seiner eigenen Rechtfertigung und zur Belastung des andern gereichte.

»Merkwürdig« — folgerte der Professor bei sich selbst, »daß die gleichgearteten Menschen sich gewöhnlich am schlechtesten verstehen — und daß einer die Überzeugungstreue eines Gegners desto weniger ehrt, je fester seine eigenen Überzeugungen sind.«

Die neue Brücke war nahezu fertig geworden. Um diese Zeit erhielt der Kurat Kastanell in später Stunde den Besuch eines trost- und hilflosen Geschöpfes, der Nandl.

Sie hatte ihr Wort, das sie ihm und der Zenzi-Mahm gegeben, nicht gehalten. Sie fiel ihm zu Füßen und bat händeringend, er möge ihr doch beistehen, dem Wastl ins Gewissen reden. »Bist ihm richtig aufgesessen, dem Lumpen?« — fuhr der Kurat voll Unmut sie an. — »Er — er hat mir's Heiraten versprochen — oh Jesses, mein Vater tät mich erschlagen, wann ich so verlassen in der Schand bleiben müßt — und der Wastl laßt sich nimmer seh' n. Ach Hochwürden, mit aufgehobne Händ bitt ich Ihnen!«

Der Kurat versprach ihr, den Wastl unter vier Augen vorzunehmen und sandte alsbald nach ihm. Sodann redete er der Nandl zu, nicht eher zu verzweifeln, als es not tue, im übrigen aber ihr jetziges Leid als Strafe ihres Leichtsinns demütig hinzunehmen. Obwohl seine Worte nicht eben sanft waren, ging das Mädchen doch etwas gefaßter von dannen. Petrus Kastanell aber erwartete, die Wangen gerötet und die starken Brauen runzelnd, den Betörer des armen Dinges. Ungeduldig, ihn noch nicht vor sich zu haben, trat er in den Pfarrgarten hinaus, eben als der Bursche das Pförtchen desselben aufklinkte. Mit abgezogenem Hut und etwas erzwungener Unbefangenheit näherte er sich dem Pfarrer, der die Hände hinter dem Rücken verschränkt hielt und ihn mit den Worten empfing: »Erbauliche Geschichten muß man hören von dir!«

Der Wastl spielte den Unschuldigen, aber es verfiel nicht. Der geistliche Herr hielt ihm haarklein sein an der Nandl begangenes Unrecht vor und auch die vermutliche Ursache, warum er von dem armen Tropf, den er unglücklich gemacht, nun nichts mehr wissen wolle.

»Die Kellnerin im Hotel drüben, die sich Schneckerln rennt und mit 'n Kittel am Kirchweg wedelt wie ein Pfau, meinst, ich hätt dich nicht gehn

sehn mit ihr? Am ersten Tag schon, wie sie daherkommen ist und hat ein fezzele<sup>1</sup> Tirolerisch lernen wollen, damit sie mehr echt herauskommt, hast du dich antragen — dem fremden üppigen Weibermensch, wo in der Stadt daheim ist und sich hier 's bäurische Gewand gekauft hat, weil sie drüben kostümiert gehn müssen. Der zu lieb willst die Nandl in der Schand sitzen lassen?«

Wastl aber hatte sich inzwischen gefaßt und beschloß, dem Pfarrer, dessen Autorität er sich stets nur widerwillig gebeugt hatte, den unabhängigen jungen Mann zu zeigen. »Mir scheint, Hochwürden« — begann er in mühsamem Schriftdeutsch — »dies täte mehr provater Geschmack und meine Sache ganz alleinig sein!«

Petrus Kastanell traute seinen Ohren nicht. »Was sagst?« — Kühner geworden fuhr Wastl fort. »Im Beichtstuhl san mir hier ja nicht — also geht es, mit Respekt gesprochen, Hochwürden eigentlich nicht an, ob ich eine Herzliebste oder ihrer zwei pussieren tu! Wie die Nandl sich hat einbilden können, daß man vom Schöntun gleich zum Heiraten kommen muß — das ischt ihre Dummheit. Bald eine andre mir besser gefällt, muß sie 's leiden — das kimmt in die feinsten Häuser vor; und ich werd mir mein Recht als freier Mann net verkümmere lassen.« — Weiter

gedieh sein Vortrag nicht. Den Pfarrer war während desselben die Entrüstung wie eine fliegende Hitze zu Kopf gestiegen — nun brach das Unwetter los.

»So, daß du einer armen Gitsch<sup>2</sup> ihr Bestes stiehlst und nachher sie zum Gespött werden laßt — daß du dein Gaudi hast mit dem, worüber ein andres sich halb zu Tod grämt — das ist dein Recht als freier Mann. Ein Bub bist, ein rotznasiger, gottvergessener Bub; und was dein Recht ist, und was dir gehört, will ich dir zeigen!« — Die Empörung schnitt ihm das Wort ab mit ein paar raschen Schritten war er dicht vor den Burschen hingetreten, und ehe dieser sich's versah, brannte auf seiner rechten und seiner linken Wange je eine derbe Ohrfeige von Peter Kastanells gewichtiger Hand.

»So« — sagte der Pfarrer keuchend, nachdem er dies Züchtigungswerk vollbracht — »jetzt mach dich fort und besinn dich auf deine Schuldigkeit — sonst sollst mich noch von der unguteren Seite kennen lernen.« — »Hochwürden — dös — dös laß i mir net g'fall'n« — stieß Wastl wutschnaubend und ganz aus dem Ton des jungen Lebemanns fallend hervor.

Der Kurat lachte grimmig. »Deine Einwilligung wär auch überflüssig, mein Lieber. Jetzt lauf!«

Als der Gestrafte sich schleunig entfernt hatte, überkam den Geistlichen doch eine Art Scham, daß

er sich zu tätlicher Ermahnung hinreißen lassen, der Würde seines Kleides uneingedenk. Er war an Liebessünden unter seinen Beichtkindern gewöhnt; nicht die Tatsache, sondern die freche, modisch nachgeäffte Redeweise des Burschen hatte ihn so in Harnisch gebracht. Nun erfüllte es ihn mit nachträglicher Reue, daß er seine Empörung nicht besser gezügelt hatte. Wie schwer doch das heiße Blut Peter Kastanells zu sänftigen war, trotz der heiligen Weih! — —

Mit ähnlichen traurigen und widerstreitenden Gefühlen saß der Bürgermeister des andern Morgens in seiner Schreibstube. Sein häuslicher Unfriede lastete schwer auf ihm; denn obzwar Sepha sich ihm in versöhnlicher Absicht genähert hatte, war es nicht zu einer Einigung gekommen, da sie nicht von der ersehnten Wallfahrt abstehen und er sie ihr nicht verstaten wollte. Sogar das Bübchen hatte sich hineingemischt mit dem weinerlichen Behaupten: »Die Mutter habe ihm versprochen, es der Himmelsmutter zu sagen, daß sie ihn wieder ganz gesund machte.« — Die kindliche Rede hatte den Vater besonders gepeinigt; eben darum hatte er das Kind rauh zur Ruhe verwiesen und Sepha dadurch erst recht gekränkt. — Er konnte nicht nachgeben. Es wäre ihm als ein schmähhches Eingeständnis seiner

Ohnmacht gegenüber dem Einfluß des Kuraten erschienen; eben deshalb gedachte er an jenen mit gesteigerter Feindseligkeit.

Da platzte Wastl zu ihm herein, den sein Rachegefühl an die richtige Stelle trieb. Der Bürgermeister mußte ihm doch Recht schaffen, der mußte ihm helfen und ihm sagen, ob er so eine Behandlung wie die gestrige ruhig hinzunehmen hatte. Er erzählte unter lauter Beschuldigung des Pfarrers den Vorfall. »Net als ob ich mich net hätt wehren können; aber geistlich ischt er, hab i mir denkt — also muß a gebildeter Mensch doch Rücksichten nehmen. Aber a Genugtuung will ich jetzt — abbitten muß mir der Grobian — heilige Weih ausgenommen! Er muß mir —«

»Also verklag ihn!« — schnitt der Bürgermeister ihm kurz das Wort ab. Er sagte das mehr, um Ruhe zu haben, denn er hielt nichts von Wastl. Der aber zuckte wie erleuchtet in die Höhe. »Meinst, Bürgermeister, ich kunnt prozessen?«

»Ich glaub schon. Ein Züchtigungsrecht an einem erwachsenen Menschen hat niemand — dein Vater ist a nicht — nachher werden die Schläg wohl strafbar sein.«

»Ich tu's« — jubelte Wastl — »für gewiß tu ich ihn verklagen. Auf die Wochen geh ich zu 'n

Landrichter. Gelt dir 's Gott, Bürgermeister — abgeredet ischt's. Wart, Pfarrer, dich zahl ich aus!«

In seiner rachefreudigen Stimmung lief er gerades wegs ein paar Kameraden in die Arme, denen er brühwarm erzählte, was der geistliche Herr sich gegen ihn erlaubt habe, und wie er dem den Meister zeigen wolle. So kam es, daß nach vierundzwanzig Stunden das ganze Dorf wußte, der Wastl wolle den Pfarrer wegen körperlicher Mißhandlung verklagen und zwar auf Rat des Bürgermeisters.

Diesem war sein im Unmut herausgefahrenes Wort fast leid, da er des Pfarrers Aufwallung eigentlich begriff — aber zurücknehmen, was er gesprochen, durfte er nicht.

Der Professor, der im Hotel wohnte, seit das Pfarrhaus nicht mehr wirtete, hatte in der ersten Stunde schon zu Scherfner gesagt: »Sie lieber Freund, das mit dem Wastl hätten Sie nicht tun sollen — ebensowenig hätte es der Pfarrer gesollt. Aus so albernem Kleinigkeiten entstehen oft die schlimmsten Dinge.«

Sepha ging mit rotgeweinten Augen umher. Ihr Wesen wurzelte in Liebe und Frieden als in seinem Heimatboden; da beides aus ihrer Umgebung verschwunden zu sein schien, kam sie sich fremd und ausgestoßen vor.



Der Pfarrer aber, als ihm Wastls Vorhaben zu Ohren kam, hatte sich stramm aufgerichtet und folgendes erklärt: »Wenn der liederliche Lackel sich untersteht, mich, seinen Seelsorger, zu verklagen, und der Freigeist von Bürgermeister hilft ihm dazu, dann werd ich mich an den hochwürdigen Herrn Bischof wenden und nachher wird sich's zeigen, was denen Zwei geschieht.«

\* \* \*

Die Erregung im Dorfe war ungeheuer; von nichts ward geredet, als davon, daß der Pfarrer verklagt und, wenn dies geschähe, der Bürgermeister wohl gar exkommuniziert werden sollte.

Die Partei des Pfarrers, die hauptsächlich aus den älteren Ortsansässigen bestand, schrie laut gegen den Bürgermeister, der die Pfarrkinder wider ihren geistlichen Vater hetze — die jüngeren aber nahmen sich Wastls an, aus Gemeinsamkeitsgefühl, so wenig beliebt er an sich auch war. Sie meinten, der Herrschsucht des Kuraten müsse ein Ziel gesetzt werden — und sie spornten Wastl zur Klage, von der die andren drohend und flehend ihm abrieten. Solcher Rückhalt erhöhte das Selbstgefühl des Burschen, der laut sich gegen jedermann verschwor: »ehe müßte

das Wasser im Bach stillstehen, ehe er sich mit dem Pfarrer aussöhnte.« — Der Streit nahm bereits tatsächliche Gestalt an: im Pfarrgarten waren nächtlicherweile sämtliche Fruchtbäume verstümmelt worden, während die kirchlich gesinnten Bauern dem Bürgermeister kein Schlachtvieh mehr lieferten, so daß seit zwei Tagen an dessen Wirtstafel Fleischmangel herrschte.

Die Witterung selbst diente dazu, das bange Vorgefühl ganz nahen Unheils in den Gemütern zu verstärken. Bis jetzt war es heiß und trocken gewesen — nun aber hing der Himmel voll schwarzer Wolken, die kein Windhauch bewegte und die sich immer tiefer zu Tale senkten. Schon waren mehrfache Gewitter niedergegangen, ohne Abkühlung und Aufklärung zu bringen

Die Bewohner der Häuser am Berg behaupteten, es stehe Schweres bevor, vielleicht der jüngste Tag. Sie hätten es im Berg drin schon mehrmals reren gehört, ganz deutlich, wie ein kleines Kindl ert (weint). — Die gruselige Nachricht ward von den kirchlich Gesinnten geglaubt und verbreitet. Des Bürgermeisters Parteigänger verhielten sich ungläubig und einige Beherzte blieben eigens zur Wache bei Nacht an dem bezeichneten Orte. Sie

hörten allerdings sonderbare, unerklärliche Töne, worauf sie kopfschüttelnd heimgingen.

Desselben Tages war von früh an entfernter, dann näher kommender Donner zu vernehmen; das majestätische Rollen fand Widerhall an sämtlichen Bergzinnen ringsum. Bald darauf entluden sich häufige Regengüsse, unter Blitz und Einschlag, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Die Mehrzahl der Bewohner schrieb das Verdienst hiervon der großen Wetterglocke zu, die zu Anbeginn des Unwetters mit drei volltönigen Schlägen eingesetzt hatte. — Aber gegen Mittag schien ein noch schlimmerer Guß bevorzustehen. Förmliche Dunkelheit lag über dem Tal.

Da zu des Pfarrers Verwunderung die Glocken noch nicht läuteten, schickte er zu dem Meßner hinüber, der sich darauf in Person einstellte und betreten meldete, der Bürgermeister wolle nicht, daß man läute.

Auf des Pfarrers Stirn schwoll die Ader. Ohne zu sprechen, eilte er aus dem Widum hinaus auf den Platz vor der Kirche, der gegenüber das Bürgermeisterhaus stand.

Karl Scherfner befand sich dicht unterm Eingang der Kirche, mehrere Männer um ihn. »Platz da!« — rief gebieterisch der Kurat — »der Meßner muß

hinauf zum Läuten« — »Hochwürden« — versetzte Scherfner mit erkünsteltem Gleichmut und ohne sich zu rühren — »mehrere sachverständige Herren meinen halt, das Läuten wär eher gefährlich, weil's Metall den Blitz anzieht — und das Wetter wär auch zu nah und schwer, als daß Läuten hilft.«

Der Pfarrer würdigte ihn keiner Antwort; er wandte sich zu den Herumstehenden. »Männer« — rief er sie an — »wollt ihr's leiden, daß derselbe, der überhaupt den himmlischen Zorn auf unser Dorf gezogen hat, uns ein alterprobtes Schutzmittel und Herkommen verwehrt?« — Lautes Murren bewies die Wirkung dieser Ansprache — herzueilende Bauern scharten sich um den Pfarrer. Scherfner war bleich geworden vor Erregung — auch er erhob seine Stimme, daß sie weithin tönte: »Wer darf sagen, ich verschulde ein göttliches Strafgericht?« — »Sie haben Ärgernis gegeben und Aufruhr gesät!« — schrie der Pfarrer, indes seine Helfer einen Vorstoß machten und den Bürgermeister mit den Seinen von der Mündung des Steigs wegdrängten. Der Meßner benützte diesen Augenblick, um behend in die Kirche zu schlüpfen. Verworrener Lärm erhob sich — die Zurückgeworfenen stemmten sich gegen die Angreifer — mit einem Satz war der Bürgermeister der Vorderste. »Ich hab Ärgernis gegeben?« —

Bebend schleuderte er die Worte dem Kuraten ins Gesicht. — »Sie sind's, der Unfrieden stiftet zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Weib — Sie mit Ihrer Unrast und Herrschwut und« —

»Lästerer!« — scholl es ihm entgegen — »Steckenmandl, hü!« — schrieen ein paar Junge, auf Wastls Schläge anspielend, dem Pfarrer zu. — Das Handgemenge begann, während die ersten vollen Glockentöne vom Kirchturm herab die Luft durchzitterten.

Ein paar Fremde, die vor dem Hotel saßen, näherten sich zurückhaltend, in wohlwollender Absicht; vor allen suchte der Professor, um beider Streitenden willen, Frieden zu stiften. Aber schon hatten die Anhänger von hüben und drüben Steine ergriffen — ein Stein streifte des Professors Wange, ohne ihn ernstlich zu beschädigen. »Ich habe geglaubt, hierzulande denkt man christlich und gastlich — leider muß ich beides vermissen« — sagte er einfach und trat zurück, mit dem Tuche sich die blutige Schramme trocknend.

Auf den Bergen hatte es eine Weile schon stark geregnet; nun prasselte der Regen mit Wucht auch unten hernieder. Er löschte die Kampfwut insoweit, daß die beiden Haufen sich für den Augenblick unter

die Vorsprünge der Häuser zurückzogen und sich darauf beschränkten, einander Schimpfworte zuzurufen. Sogar der Pfarrer war unter das Dach der Kirche getreten, und der Bürgermeister hatte sich unter das seines Hauses ziehen lassen; das Gewitter gestaltete sich mehr und mehr zum Wolkenbruch. So standen sie sämtlich an die Häuser gedrückt, auf ein Nachlassen wartend — viele sich bekreuzend, so oft ein Blitz die finstere Luft durchschlängelte.

Plötzlich kam ein tiefender, verhetzter Mann auf den Kirchplatz gestürzt — heiser und keuchend stieß er die Botschaft hervor: »Manderleut, lauft's! Die Muhre — vom Berg — die Muhre geht!«

Das traf nicht minder denn ein Blitzschlag — alle liefen zusammen, durcheinander — keine Angst vor Naßwerden galt mehr. Der Bürgermeister vergaß jegliches andre, nur seiner Pflicht gedenkend. »Du Signal blasen!« — schrie er einem zu — »d' Feuerwehr muß her!« Dies geschah alsbald — in hellen Scharen stürmten die Männer über die lehmigen Rinnsale hinweg, die den Pfad versperrten, der bedrohten Stelle zu. Der Pfarrer hatte im Umsehen sein Gewand geschürzt, wie in früherer Zeit. »Nehmt's mich mit« — rief er und gesellte sich den Übrigen — der Jäger und Berggänger Kastanell war erwacht.

Kaum aber waren die Eilenden vor die Ortschaft hinaus gelangt, da kam schon das Etwas, das schneller war, als sie. — Erst ein Ton, den Worte nicht nennen, kein Heulen, Poltern, Dröhnen — nein alles vereint; schauerlich gewaltig wie die Stimme eines urweltlichen Drachen. Der Berg wird lebendig — braun, gestaltlos wimmelt es herab von ihm, fährt es zu Tal; eine Schlammwelle, haushoch, Steine, Baumstämme, Erdbrocken mit sich reißend. Ein riesiger, unförmiger Leib, der die Zerstörung vor sich herwälzt, auf dem der Tod als Reiter sitzt!

Von so nahe sie es wagen durften, sahen es die Männer mit an. »Sie geht im alten Bett« — sagte halblaut der Bürgermeister — »das hat freilich die rechte Tiefen nicht — die Wiesen an der Seiten sind hin. Aber die Äcker, auf die sie schließlich auftrifft, sind so noch voller Stein — das wär's Geringste, wenn weiter nichts geschieht.«

In diesem Augenblick geschah etwas, das die Pulse aller stocken und ihre Gesichter weiß werden ließ wie eine Wand. An der eben erst vollendeten Steinbrücke staute sich der Schlammstrom — sie war ihm zu stark, wie es schien. Die zähe Masse brodelte auf, stieg — dann plötzlich teilte sie sich in zwei Arme, deren einer, über und unter der Brücke zugleich, das Bett hinabschoß — der andre, breitere ergoß sich

seitwärts die Halde hinunter, auf das Grundnerhaus und dessen Umgebung zu!

Das alles in traumhafter Schnelle, im gleichen Atemholen, da ein greller Blitzstrahl niederzuckte und die ganze Gegend in Flammen zu setzen schien. Das feurige Licht beleuchtete die beiden, die wie unsinnig dem Grundnerhäuschen zurannten.

Des Bürgermeisters Aufschrei: »Sepha!« war in dem Tosen verhallt. Da drin war sie, bei dem Bübchen, das seit Frühjahr wieder zum Grundner übergesiedelt war, das nicht laufen konnte. — Desto mehr lief der Vater — er flog beinahe — nur einer hielt mit ihm Schritt, überholte ihn fast, der Kurat. Der Regen, der ihnen die Kleider an den Leib klatschte, hatte den Unterschied des geistlichen und weltlichen Gewandes verwischt; nur die Mannhaftigkeit beider trat zutage. — »Geht's z'rück! Z'rück! Seid's ja zu spat« — kreischten die Männer hinter ihnen.

Wieder ein Blitz — was ist denn das? Das kann doch nicht — etwas Kleines, Zitterndes, das daher gehumpelt, gehastet kommt, sich dem Bürgermeister wimmernd anklammert — Jesses! Der Poldi! — Der Bürgermeister schwankt, stiert, hebt mit beiden Armen das Kind zu sich empor — aber das Verderben ist nun ganz nahe, es rührt fast an seine





Verderben nur eben entronnen war. Ein Holzstück hatte ihn am Halse gestreift; langsam sickerte das Blut davon herunter, tropfenweise wie der allmählich versiegende Regen.

Von den Eigentümern der zerstörten Häuser, die wehklagend umherstanden, war in Erfahrung gebracht worden, daß nur ein paar Menschen von dem Muhrbruch ereilt sein konnten; um diese Zeit befand sich fast ein jedes auf dem Felde. Nur ein bettlägeriger Alter im einen Hause und beim Grundner dessen älteste Tochter. Beider Leichen wurden verhältnismäßig bald zutage gefördert; das Mädchen hatte anscheinend vom Altan springen wollen, sich zu retten, und dabei das Genick gebrochen. Den Alten fand man viel weiter unten angeschwemmt; das Stübchen, worin er lag, war von der Muhr mitten durchgebrochen und er selbst mit fortgerissen worden. Nun fehlten noch Sepha und der Kurat. Mit jedem Herzschlag des Wartens stieg die Angst um beide. Es zeigte sich, wie anhänglich Peter Kastanells Pfarrkinder ihm waren — und sie erzählten sich flüsternd, wie feierlich starr er dreingeschaut hatte im Augenblick, ehe des Grundners Dachstock über ihm zusammengebrochen war.

Des Bürgermeisters Züge waren ebenso starr; wenn er an sein Weib dachte, erlitt er mehr als Todesangst. Aber zugleich nahm es ihn wunder, daß auch er bangte um den Kuraten. Vor einer halben Stunde hätte er ihn in den Himmel oder die Hölle gewünscht, nur fort aus seinem Weg. Gegenüber dem Manne, der aus Opfermut für die Seinen in den Tod gegangen war, schrumpften alle alten Händel zu nichtiger Kleinheit zusammen — und es blieb ein großes Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Unablässig waren die Männer am Werk. Einige Stadtherren hatten sich zu ihnen gesellt und ganz selbstverständlich an den Rettungsarbeiten beteiligt, darunter der Professor und der Arzt, der vordem den kleinen Poldi behandelt hatte. Der Anblick seines Patienten, der das Bein, wenn auch unbehilflich, gebrauchte, machte ihn stutzen. »Die Geschichte erzählst mir nachher« — sagte er zu dem Bübchen, dessen ein paar mitleidige Frauen sich angenommen hatten.

Aber jetzt — als eben wieder ein Haufen Geröll beseitigt worden — sah mitten aus dem gestockten Schlamm ein Haupt hervor, blaß aber mit offenen Augen — das des Kuraten. Ein Freudenlaut von sämtlichen Lippen begrüßte ihn — des Bürgermeisters fahlgewordenes Antlitz, über das

beständig große Tropfen rannen, erhielt wieder Farbe. »Halt dich, Pfarrer!« — in der Erregung vergaß er das Sie — »halt aus — gleich haben wir's.« — Der Kopf tat den fest zusammengepreßten Mund auf — »Vorsicht — ich stütz — die Balken — gebt's — acht!« — würgte er hervor. Sie drängten alle herzu — sie verdoppelten ihre Mühen — nun sahen sie, daß der Kurat in halb kauender Stellung eingezwängt war, zwischen zwei Balken, die ein unförmiger Steinklotz von oben belastete. Sie mußten mit höchster Behutsamkeit entfernt werden; den Stein stieß der Bürgermeister selbst zur Seite, obschon zwei Männer mindestens dazu erforderlich gewesen wären — er konnte es eben allein. In beständiger Gefahr, selbst von nachrutschenden Balken und Steinen getroffen zu werden, räumte er die Sparren weg, die den Kuraten gefangen hielten — da tat Peter Kastanell einen tiefen Atemzug, und nun sah man, wozu er seine Arme, die jetzt schlaff herabfielen, gebraucht hatte.

Zu Füßen des Pfarrers lag ein zweiter bewußtloser Körper — Karl Scherfner ließ ein Jauchzen hören, das wie Schluchzen klang — es war Sepha! Mit beiden Händen hatte der Kurat ihr Haupt in die Höhe gehalten und die andringende Last der Haustrümmer mit Schultern und Ellenbogen von ihr abgewehrt —

sonst wäre sie erdrückt worden, oder erstickt! — So lebte sie!

Auf dem Rasen hatten sie ihn gebettet — er schloß die Augen und biß die Zähne aufeinander, während der Doktor ihn untersuchte. Aber ein Ungewohntes war in seinem Antlitz trotz der Schmerzen, ein gestillter, befriedigter Ausdruck. Der Bürgermeister stützte ihn — da schlug Peter Kastanell die Lider auf und sah erst einen Augenblick zur Brücke hinüber, dann in Scherfners besorgtes Gesicht. »Mit der Bruck'n hast schon du recht g'habt, Scherfner — die war nix — Faschinen waren besser g'west.« — Karl Scherfner mußte vor Bewegung ein paarmal heftig schlucken. — »Nur stad sein! Ruhig bleiben« — brachte er unsicher hervor. Er vermochte nicht, alles aufzurechnen, was ihm Rechtfertigendes, Versöhnliches befiel — sie fühlten beide, daß mit dem Gesagten auch das Ungesagte vergeben war.

Plötzlich ließ der Kurat den Kopf zur Seite sinken — er wurde ohnmächtig. Es wurden Tragbahren für ihn und Sepha hergestellt unter Leitung des Bürgermeisters. Der Doktor raunte diesem ins Ohr: die Arme des Pfarrers seien arg zugerichtet, der eine sei ihm förmlich abgequetscht worden und müsse wahrscheinlich abgenommen werden.

Der Bürgermeister wandte sich rasch ab. Es durchfuhr ihn fast, als ob der Kurat sein Bruder wäre.

\* \* \*

Die mannigfachen Verletzungen, die auch Sepha davongetragen, erwiesen sich sämtlich als ungefährlich. Ihr erstes, als sie das Bewußtsein erlangte, war gewesen, nach dem Kinde zu fragen, ob es lebe und wirklich laufen könne. Ihr Mann bejahte und strich mit zittrigen Händen über ihr Haar. »Ja du« — sagte sie und schaute ihn zaghaft liebevoll an — »das hat mir, wie ich zusammengefall'n bin, am wehsten getan, daß ich sterben müßte, ehe ich wieder gut mit dir gewest wär.« Er küßte sie fest und lang.

Das Bübchen kam herbei; von ihm und der es herzenden Mutter erfuhr Karl Scherfner auch, welchen Hergang Poldis Genesung gehabt hatte. Der Kleine war schon den ganzen Tag über unruhig und weinerlich gewesen, hatte dann, da das Gewitter begann, eine zunehmende Aufregung gezeigt. Bei einem der stärksten Blitzschläge hatte er gerade durchs Fenster gesehen und schrecklich aufgeschrien: »Der Berg, Mutterl, der Berg kommt daher!« — Sepha, die auf der Treppe gestanden und der am Altan mit irgend einer Arbeit beschäftigten

Grundnertochter zugerufen hatte, doch herunterzukommen, hatte in diesem Augenblick gleichfalls die Muhrgefahr erkannt. Wie außer sich war sie ins Zimmer zurückgestürzt, das ein neuer Blitz soeben förmlich in Flammen setzte — da hatte sie gerade noch gesehen, wie Poldi vom Stuhl gesprungen und hinausgehumpelt war. Im Begriff, ihm nachzueilen, hatte im Fletz (Flur) der Einsturz des Hauses sie überrascht. Das Letzte, was sie gesehen, sei das Gesicht des hereinstürmenden Pfarrers gewesen. — Der Doktor, der hinzugekommen war und aufmerksam den Bericht mit angehört hatte, meinte, das ließe sich wohl erklären, daß die furchtbare Aufregung und gleichzeitig die Elektrizität des Blitzes auf das nervenzarte Kind so gewirkt hätte. Er untersuchte dasselbe noch genau und sagte dann: »Weißt du, elektrisieren tun wir dich doch noch ein paarmal, damit das Ding Bestand hat, und weil wir jetzt gewiß wissen, daß dir's gut tut!«

Die Leute vom Ort bezeichneten jedoch einmütig Poldis Genesung als ein Wunder, das, je mehr der Eindruck des grausigen Naturereignisses bei ihnen zurücktrat, ihren liebsten Gesprächsstoff bildete. Mitten in der Heimsuchung erschien dies Zeichen der Allmacht ihnen eine gnadenvolle Verheißung, die das

allgemeine Leid verklärte. Der Bürgermeister ließ sich die Deutung gefallen; er mochte nichts einwenden gegen den tröstlichen Glauben in einer trostbedürftigen Zeit und sagte sich auch selbst, daß eigentlich alles im Leben, vorab Geburt und Tod, den Stempel des Wunderbaren trägt. Sein Verhalten bewog die Frommen im Dorf zu der Ansicht, er müsse doch kein Unchrist sein, da der Himmel ihn solcher Barmherzigkeit gewürdigt habe. Die Freieren waren ebenso versöhnlich gestimmt hinsichtlich des Pfarrers, dem man ein bisschen zu straffes Auftreten wohl nachsehen durfte, da er im Beispiel mutvoller Nächstenliebe es allen zuvorgetan und ein Glied dabei eingebüßt hatte — denn sein linker Arm war unrettbar dahin.

Seine Pfarrkinder liefen ihm beinahe das Haus ein, um bei der Häuserin nach seinem Ergehen zu fragen. Sie hatten nie so genau gewußt, wie untrennbar er zu ihnen gehörte; überdies war ihr Respekt für ihn noch gewachsen. Wie Simson kam er ihnen vor, obschon er eigentlich das Gegenteil bewirkt hatte.

Etwas Heldenhaftes lag allerdings in der stoischen Art, wie er seine wochenlangen Qualen ertrug. Die schonende Fürsorge des Arztes, der ihn auf die Notwendigkeit der Amputation hatte vorbereiten wollen, war von ihm mit den Worten abgewehrt



worden: »Wissen S' mein lieber Herr Doktor, solchene Zärtlichkeiten braucht's bei mir nicht. Was unsereins aushalten kann, davon machen S' Ihnen keine Idee.« — Das hatte er auch bei der Operation selbst glänzend bewiesen. »Einen schönen Martyrer hätt er abgeben« — meinte die Zenzi, wenn sie davon erzählte, und wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Augen.

Vom Bürgermeisterhause sprach täglich jemand vor. Und hörte der Kranke von seinem Lager aus die wohlbekanntenen Stimmen, dann zuckte es wie ein Lächeln über sein schmerzverzogenes Gesicht. In seiner Brust herrschte der Friede und das Ausgleichsgefühl. Das steinerne Denkmal seiner unruhigen Herrsch- und Einmischungsgelüste war schuld gewesen, daß die Muhr einen andren Weg genommen und Opfer an menschlichem Leben gefordert hatte. Als er das gesehen, hatte er, nach Recht und Billigkeit, sein Leben eingesetzt — und das war nicht von ihm gefordert worden, sondern nur ein Glied. Es gab da kein Auflehnen — Peter Kastanell fühlte sich eins mit dem Willen seines Gottes.

Sogar die Fremden nahmen Anteil an dem Befinden des merkwürdigen Geistlichen. Das heißt: diejenigen, die noch da waren — denn ein großer Teil

war abgereist, aus Furcht vor einer Wiederholung des Muhrbruchs, obschon dergleichen nicht zu befürchten stand. Der Professor befand sich unter denen, die ausharrten; er veranstaltete eine Sammlung, deren recht ansehnliches Ergebnis er dem Bürgermeister überbrachte »zur Linderung des Notstands, den das neuliche Unglück verursacht.« — Das war seine Rache für den Steinwurf.

Es hatte sein Gutes, daß des Bürgermeisters Tätigkeit als Wirt vermindert war, denn er hatte genug zu sorgen, um einer Wiederkehr des Unheils vorzubeugen und dessen gegenwärtige Folgen zu mildern. Es war nicht abzusehen, wann die weite überschlammte Fläche gänzlich geräumt sein, noch ob es angehen würde, sämtliche Häuser neu aufzubauen. Die beiden dem Grundner zunächst liegenden waren in keiner Weise versichert. Der Schustermichl, ein eifriger Kirchgänger, dem das eine gehörte, hatte die Versicherung unterlassen »weil er net so schwach im Glauben sei« — sein Nachbar, der Zimmererhans, war zwar fortschrittlicher gesinnt, aber ein Geizkragen, und hatte darum das gleiche getan. Nun winselten sie beide über den erlittenen Verlust, zumal über das wertvolle Vieh, das man entweder tot oder schwer

beschädigt unter den Häuserresten hervorgezogen hatte.

So waren der Notstand und die Arbeitslast, die auf dem Bürgermeister ruhte, sehr groß. Aber seine Tüchtigkeit bewährte sich wie nur je — das erkannten und rühmten alle. — Auch der Kurat, wenn an sein Bett eine Kunde drang von dem, was jener zu leisten hatte, sagte kurz: »Ja, ja, der Scherfner ist wohl ein Mann.«

Und der Bürgermeister sagte, so oft des kranken Geistlichen Erwähnung geschah: »Unser Kurat, das ist ein Mann. Sind wir froh, wenn wir ihn g'halten!«

Sie behielten ihn. Petrus Kastanell genas. Nur daß seine Gestalt gebeugter war und sein dunkles Haar die ersten weißen Fäden zeigte, als er auferstand.

Die Kirche war noch voller denn am Tage seines Amtsantrittes, da er zum erstenmal wieder predigte. Es gab viel gerührte Gesichter und entstand ein lebhaftes Schneuzen, noch ehe er zu reden begonnen hatte. In der vordersten Bank saßen der Bürgermeister und sein Weib, zwischen ihnen der kleine Poldi, der ganz rüstig auf seinen Füßchen hergestapft war. Und der Kurat hub zu predigen an von der Prüfung, die über sie alle ergangen sei, und die sie geeinigt habe in der Brüderlichkeit, mit der sie das Leid der zumeist Betroffenen hätten tragen

helfen. So hätten sie auch herzlich teilgenommen an dem Heil, das der Herr dem Kinde eines ihrer Mitbürger widerfahren lassen — und so wollten sie in alle Zeit das Gute und Böse, das ihnen gesandt sei, überwinden in brüderlicher Eintracht, nach dem Apostelwort: Ein jeglicher trage des andern Last. — Zum Schlusse ward noch ein Paar aufgeboten oder »von der Kanzel geworfen«, wie der Ausdruck lautet — der ehrngeachtete Junggesell Sebastian Pfeleiderer und die wohlgeborene Jungfrau Anna Morandelli.

Der Wastl nämlich war am Tage der allgemeinen Heimsuchung über Land gewesen, beim Landgericht, um seine Klage anhängig zu machen. Auf dem Rückweg war ihm, inmitten befriedigter Rachegeanken, zwar etwas bänglich geworden beim Anblick der schweren schwarzen Wetterwolken, und das losbrechende Gewitter hatte ihn auch bis auf die Haut durchnäßt; aber der eigentliche Schrecken harrete seiner am Ufer des heimatlichen Bergflüßchens. Nicht wie sonst zeigte es sich ihm von weitem durch sein Rauschen an, es schoß nicht zur Seite des Weges in raschem Gefälle hinunter — es stand still!

Da fiel dem Wastl plötzlich das Herz in die Schuhe — mit weitaufgerissenen Augen starrte er die unerklärliche Naturscheinung an und gedachte des

Schwurs, den er hinsichtlich des Kuraten getan. Da er weder bescheiden noch im letzten Grunde so freigeistig war wie er sich gern stellte, so war er überzeugt, daß der Himmel zu seiner Bekehrung diese Umwälzung der bestehenden Gesetze angeordnet habe.

Bei seiner Heimkunft klärte sich freilich auf, daß die durch den Muhrbruch niedergegangenen Erdmassen teilweise sich im Flußbette aufgestaut und so für kurze Zeit den Lauf des Wassers gehemmt hätten. Aber Wastls Gemüt war einmal erschüttert, und dies, vereint mit dem Umstand, daß seine Kellnerin ihm ohnedies eines Sommergastes wegen untreu geworden war, bewog ihn, der Nandl, seiner alten Liebe, großmütig die Hand zu reichen — »als ein Mann von Charakter,« wie er sagte. Wie sie beide, er und Nandl, zur Brautprüfung im Widum gewesen waren, hatte der Kurat ihm zudem ein paar entschuldigende Worte wegen seiner damaligen Heftigkeit gesagt — seitdem war Wastl so verwandelt, daß er eine begeisterte Anhänglichkeit an den geistlichen Herrn zur Schau trug; die Klage gegen ihn zog er selbstverständlich zurück.

Nach der Kirche wollte jeder dem Kuraten für die Predigt danken und ihn zu seiner Genesung beglückwünschen. In der derben herzhaften Weise

von früher nahm er es hin. Der Bürgermeister hatte ihm eben berichtet, daß die Steinbrücke bleiben könnte, dafern das Bett so tief gegraben werde, daß der Muhrstrom seinen Weg unter der Brücke hindurchfände. Sepha vermochte ihr Auge nicht von dem linken Ärmel des Kuraten abzuwenden, der leer und schlaff herabhing: es sei ihr so arg — sagte sie leise — daß Hochwürden den jetzt eingebüßt hätten und ihretwegen!

»Macht nix« — sagte Petrus Kastanell — »zum Segenerteilen tut's eine Hand auch; und weiter hat unsereins nicht viel zu schaffen. Pfüat Gott!«

Er nickte ihnen zu und schlug den Weg ins Widum ein.

---

## Bubi

Diese Erzählung handelt von einem Schwein. Das Wort steht nicht etwa als Schimpfname, und es soll sich deshalb niemand entrüsten, sondern nur als Bezeichnung für das Säugetier, das eben richtigerweise nicht anders genannt wird als: Schwein.

Das heißt: eigentlich traf der Name doch nicht zu, denn sein Träger war noch gar zu jung. Ein schwächtiges Ferkelchen im zartesten Alter und mit quiekendem Stimmchen war er, da der Bauer von Mitterkasern ihn im Rucksack vom Tale heraufbrachte. Seine Ankunft bedeutete ein frohes Ereignis für die ganze Hausbewohnerschaft, und alle waren ausgezogen, den neuen Gast vor der Türe zu empfangen und sein Aussehen zu loben.

»Ein herzig's Viecher!« — sagte die Bäuerin, als ihr Mann den Strick vom Sacke gelöst hatte und das der Freiheit wiedergegebene Tier unruhig mit wühlendem Rüsselchen hin und wider lief. — »So ein rosig's Häutl was er hat« — meinte die Haustochter Monika, indem sie liebkosend die noch

seidigen und weißen Borsten des Ferkeleins streichelte, durch die allerdings ein zartrosa Fleisch, wie das eines Säuglings, hindurchschimmerte. — Der Hausherr freute sich des billigen Preises, zu dem er das neue Besitztum erstanden, und der achtjährige Vinzenz versetzte dem Wächterhund Lips, sonst seinem besten Freunde, einen Schlag, weil er gewagt hatte, nach des Schweinchens Füßen und geringeltem Schwanz zu schnappen.

Im Triumph ward es von der Familie in das kleine Ställchen geleitet, das ihm künftig zur Wohnstätte dienen sollte, und da es ein Männchen war, wurde ihm einstimmig der Name »Bubi« beigelegt. Eine Verwechslung mit dem wirklichen Buben war ausgeschlossen, denn dieser hörte in den Tagen seiner Beliebtheit auf die Rufe: »Vinzenzl« und »Bub« schlechtweg; hatte er dagegen etwas angestellt, so flogen ihm Titel wie »Fratz«, »Lump elendiger«, »Steinesel« usw. an den Kopf.

Auf Mitterkasern fehlte zu zarten Gefühlsäußerungen die Gewöhnung wie die Zeit. Menschen, die von früh bis abends sich quälen müssen, einem steinigen Boden ihren Unterhalt abzukämpfen, werden karg mit Worten und das Rauhe ist ihnen geläufiger denn das Linde.



Über sich die zerklüfteten Schroffen des nur spärlich von Hochwald bestandenen Kalkfelsens, welche an sonnigen Tagen dicht an die blaue Himmelswölbung anzustoßen schienen, während in Regenzeiten das feuchte graue Gewölk weit unter den Gipfel herabhing! Tief im Tale das stattliche Dorf mit schmucken Häusern, auf welche die droben hinabschauen konnten wie Moses auf das gelobte Land: ohne die Hoffnung, je hineinzukommen! So lag Mitterkasern, das einstöckige Gehöft mit angrenzender Scheune und einem winzigen Hauskapellchen, auf halber Bergeshöhe da. Vom steingepflasterten Hausflötz betrat man die Küche, die keinen Rauchableiter, als das kleine Fenster besaß, gegenüber ging es in den Stall und neben der Küche in die Wohnstube, welche mit Zirmholz getäfelt war und außer dem Eßtisch, dem unförmigen Kachelofen und einer uralten schöngeschnitzten Balkendecke nichts Besonderes aufwies. Zwei Schlafkammern befanden sich im oberen Stock, von dessen hölzerner Altane einige Büsche blutroter Nelken herabhangen als des Hauses einziger Schmuck — denn das verwaschene Freskogemälde auf dem schadhaften Bewurf der Außenmauer konnte, obschon es einst die heilige Jungfrau dargestellt, nicht mehr für einen solchen gelten.

Außer einem Streifen Wiesenland schlossen sich an das Haus zwei dürftige Ackergevierte, eines mit Plenten<sup>3</sup> das andere mit Weißkohl bepflanzt. Es hieß, daß von alters die Vorfahren des jetzigen Mitterkaserbauern auf ihrem Rücken in Tragkörben das bißchen fruchtbare Erde um Anlegen der Äcker heraufgetragen hätten. Aber die Hälfte sei immer wieder von dem steilen Felsenhang abgebröckelt oder vom Winde vertragen worden. Da habe des Ackerbegründers arme Witwe endlich den Ausweg gefunden, den Wind zu bitten, er möge ihr doch ihr Weniges lassen und ihm dafür die ersten drei Hände sauberen Weizenmehls versprochen; dies habe sie auch wirklich treu gehalten, da er sie verschont. Aber was der Wind nun nicht nahm, zerstörten häufig die vom Gipfel herabkommenden Wasserrinnen und Schneestürze, und den Urenkeln des Weibes, das dem Winde geopfert, ging es immer noch knapp genug. Der einzige vierfüßige Hausgenosse, wenn man von Bubi und dem Hunde Lips absah, war die Kuh, die jedoch in aller Meinung nicht als ein Tier, sondern als Familienglied und Miternährerin galt. Der Berg nämlich, auf dem Mitterkasern gelegen war, gehörte zu den besuchtesten Aussichtsgipfeln und dicht am Hause führte der Aufstieg vorbei; auch zogen manche, denen der Weg zu beschwerlich war, es vor,

hier auf halber Höhe sich mit einem ähnlichen Ausblick zu begnügen. Die Rastenden konnten sich an Butter, Milch und Käse erlaben, auch die Eier einiger herumpickender Hennen wurden verwertet, und vom Tale ward öfters frisches Brot geholt. Auf Mitterkasern selbst buk man nur zweimal des Jahres frisches Brot; dies wurde, mochte es inzwischen noch so steinhart geworden sein, täglich in die Suppe gebrockt. Von all den feinen Dingen, die bares Geld vorstellten, durfte zu eigenem Gebrauch möglichst wenig vergeudet werden; die Hauptnahrung bestand aus Mehlspeisen, Kraut und Brennsuppen — nur an hohen Festtagen gab es Fleisch.

Eben darum war Bubi mit solcher Freude, ja mit Rührung begrüßt worden! Er war der einzige Überfluß im Hause, der Festbraten zum heiligen Christ, der einstweilen noch ahnungslos herumlief und auch alle Zeit hierzu hatte, denn die sechs Monate bis Weihnachten mußte er noch tüchtig gemästet werden, wenn er ausgehen sollte.

Demgemäß erhielt er von allem, was abgetragen wurde, sein Teil, sogar vom eigenen Munde sparten die Hausleute sich es ab für ihn. Auf der Welt war noch kein Schweinchen besser genährt und liebevoller behandelt worden. Eines Tages, gleich am Anfang, hatte die sorgliche Monika gefunden, der

kleine am Kuhstall angebaute Koben sei zu dumpfig und räucherig für Bubi — da wurde ihm eine Art Guckloch gemacht, und das Mädchen weißte ihm seinen Kerker sorgfältig von innen aus. Sauber hielt man ihn und ein warmes Lager bekam er. »Jetzt hat er es wie ein Prinz,« sagte Monika.

Bei der guten Verpflegung wuchs Bubi, nahm zu und wurde wirklich so wohlgestaltet, wie ein Wesen dieser Gattung sein kann. Die Äuglein zwar blieben Schlitze und von unsäglich dummem Ausdruck, aber seine Hautfarbe bildete seine Schönheit nach wie vor.

Im Dorfe, wo sich ein Gasthaus mit moderner Ausstattung und eine Anzahl hübscher Privatwohnungen befand, langten inzwischen täglich neue Fremde an. Auch nach Mitterkasern hinauf wanderten des Nachmittags fröhliche Gruppen von Naturfreunden, die auf den hölzernen Bänken vor dem Hause Platz nahmen und sich die gereichten einfachen Erfrischungen munden ließen. Des Morgens kamen selten Gäste, mit Ausnahme einer ständigen Besucherin; diese war ein nicht mehr ganz junges Fräulein, ein schlankes Geschöpf in Lodenrock und Leinwandbluse, mit freundlichen Blauaugen in dem etwas breiten, blassen Gesicht. Sie setzte sich meist in ein Winkelchen der kleinen Holzlaube vor dem Hause, trank in schüchternem

Stillschweigen ein Glas Milch, und es dauerte eine ganze Weile, ehe sie auftaute und den Bauersleuten ein wenig von sich erzählte.

Fräulein Asta Biedermann war eines hohen Beamten Tochter, der aber früh das Zeitliche gesegnet und den Seinigen außer der schmalen Pension nichts hinterlassen hatte. Mit dieser mußte Astas Mutter sich nun einrichten, und die ehemals sorgsam behütete Tochter war bestrebt, mit Hilfe eines leidlichen Maltalentes sich selbst durch die Welt zu schlagen. Aber gleichsam in Erinnerung an bessere Tage hielt sie Wesen und Standpunkt des Geheimratstöchterleins fest und ging ängstlich denjenigen Kolleginnen aus dem Wege, deren burschikoses Gehaben ihrer eigenen zartbesaiteten Natur zuwiderlief. Dabei war sie übrigens von genügsamer und heiterer Gemütsart, nur daß sie stets Sorge trug, daß ihrer Würde kein Zinkchen abgestoßen werde und sich bei komischen Dingen erst fragte, ob Lachen auch schicklich sei, infolgedessen blieb etwas Unfreies, Zimmerliches an ihr haften.

Durch Überanstrengung hatte Fräulein Asta sich eine starke Bleichsucht zugezogen, deren sie mittels der Luft- und Milchkur hier oben ledig zu werden hoffte. Als ihr Befinden sich wirklich zusehends

besserte, ward sie kühner, brachte ihr Malgerät herauf und wollte versuchen, die Arbeit mit der Erholung zu verbinden. Es zeigte sich aber, daß die Gegenstände nicht so leicht aufzutreiben waren. Die Hausleute hatten keine Zeit übrig, ihr Modell zu sitzen; das bedauerte sie nur halb, denn ihr eigentliches Feld war die Darstellung von Pflanzen und Tieren, am liebsten beides vereinigt. Sie bevorzugte, ihrer Veranlagung gemäß, das Niedliche oder Poetische — ein Früchtestilleben hätte sie gern gemalt mit daran naschenden Sperlingen, wohl auch ein paar hochstämmige Lilien oder Malven, worüber bunte Flatter flatterten. Dergleichen unnötige Dinge, wie Blumen und Früchte, waren jedoch auf Mitterkasern nicht vorhanden. Nachdem das Fräulein ein paar vergebliche Versuche mit Landschaftsskizzen aus der Vogelperspektive gemacht hatte, wollte sie sich aus Verzweiflung auf Hühnerporträts verlegen, als die Bäuerin ihr den Vorschlag tat: »Malen S' doch unsern Bubi!«

»Ach, Sie haben noch ein Kleines?« fragte die malende Dame erfreut, denn sie liebte Kinder und dachte sich ein blondes, schlummerndes Engelchen in altväterischer Wiege. »Bitte, zeigen Sie es mir.« Die Bäuerin öffnete schmunzelnd ein Pförtchen neben dem Kuhstall — aber statt des vermeinten

Cherubs schoß ein grunzender Vierfüßler heraus. »O Gott, das ist ja ein Schwein!« rief das Fräulein entsetzt und raffte ihre Kleider vor der Berührung des Tieres zusammen. — »No freilich,« sagte stolz dessen Besitzerin, »gefällt er Ihnen eppa net?« — Da begriff die Malerin, daß ein abfälliges Urteil die Frau kränken würde, und ihre Gutmütigkeit bewog sie, verlegen zu stammeln: »O ja, gewiß, in seiner Art.« Damit ging sie scheu betrachtend um das Ferkelchen herum. Es war gewöhnt, sich im Freien zu tummeln, machte erst ein paar mutwillige Sprünge und begann dann, sich wohlig zu wälzen, zur unwillkürlichen Belustigung der Beschauerin. Die Sonne schien auf seine rosige Haut und versilberte den dünnen Flaum der Borsten. Asta fand, die Farbe erinnere an Rubens, den sie allerdings nie recht gemocht hatte. Sie kämpfte mit sich. »Eigentlich« — überlegte sie — »ist ein Schwein etwas Unsauberes, Unästhetisches: es zu malen, ist beinahe Sünde wider den heiligen Geist der Kunst. Aber die netten Leute hier oben scheinen so an ihm zu hängen und es ist ja auch drollig — —«

Schließlich erklärte sie mit einem verschämten Lachen, den allgemeinen Liebling malen zu wollen, und die Hausleute waren selig. Leider teilte nur Bubi diese Empfindung nicht, denn als man ihn einfing,

quiekte er ohrenzerreißend: er mußte sich doch Gedanken über sein künftiges Schicksal gemacht haben und den Schlachttag angebrochen wännen. Zu malerisch ruhigem Niederlegen war er nicht zu bringen; erst nachdem das nachgiebige Fräulein sein Bild schon in aufrechter Haltung begonnen hatte, knickte er beständig zusammen, als müßte er in die Erde sinken. Der kleine Vinzenz, der die für das Halten des Tieres ihm versprochenen Kreuzer ehrlich verdienen wollte, schlug vor, dem widerspenstigen Schweinchen ein Hölzchen unter den Bauch zu schieben, damit es nicht nieder könne. Aber hierdurch wurde nichts erzielt, als daß Bubi eine halbe Stunde lang völlig wild wurde. Schließlich wendete die Bäuerin einen Schluck Schlaftee aus ihrer Kinder Säuglingszeit daran; den schüttete sie in Bubis Futtertrog, und bald danach legte er sich unter behaglichem Grunzen zu längerem Schlummer in eine Ecke des Kuhstalls, wo die Kuh ihn sanftmütig zu dulden pflegte. Durch die offene Stalltür fiel das warme Tageslicht auf des Ferkelchens schimmernde Haut — hinter einem Verschlage, undeutlich im Dunkel verschwimmend, hockte der ziemlich müde gewordene Vinzenz.

Die Malerin machte sich flink an die Arbeit, denn sie wollte nicht zuviel Zeit an solch minderwertiges



Tier verschwenden, auch wollten die besorgten Hausleute Bubi nicht zu oft Schlaftee geben. Also betrachtete sie den Vorgang mehr scherzhaft, als bloße Übung, und strich das Ganze mit breitem Pinsel möglichst schnell und obenhin herunter, so skizzenhaft, wie sie sich nie zu malen erlaubte. — Wirklich wurde denn in kürzester Frist das Schweinebildnis vollendet und von den Eigentümern des Urbildes höchlich bewundert. Den im Hintergrund kauern den Vinzenz hielten die Seinigen anfangs für den Melkkübel mit einem Milchmaß darauf; doch nach empfangener Aufklärung bestaunten sie auch ihn.

Dem Fräulein tat es ordentlich leid, die Studie mit sich hinab zu nehmen, statt sie vor den Augen der guten Leute hier oben trocknen zu lassen: aber jemand von den einkehrenden Gästen hätte das Ferkelbild sehen können, und was hätte man dann von ihr gedacht? Sie war schon froh, daß ihr beim Hinuntertragen keiner begegnete. Da sie selbst ihr Werk nicht anschauen konnte, ohne ein bißchen rot zu werden, beschloß sie indes, es den Mitterkaserern eingerahmt zu schicken, wenn sie erst über alle Berge wäre. »Sie haben ja solche Freude an der Pfuscherei« — dachte sie, und es zuckte etwas um ihren vollen, blassen Mund. Sie hatte wenige Tage vorher eine

andre Wirkung ihrer Leistungen erfahren und würgte noch an der verschluckten Bitterkeit! —

Unter den Gästen des Hauptwirthshauses drunten, wo das bei Bauern eingemietete Malfräulein seine Mahlzeiten einnahm, befand sich auch ein rundlicher älterer Herr, der viel Vermögen besaß und sich gern als einen Gönner der Künste und Wissenschaften aufspielte. Er war lebhaften und zutunlichen Temperaments, hatte sofort mit den meisten Sommerfrischlern Bekanntschaft angeknüpft und auch Fräulein Asta mit väterlicher Zuvorkommenheit behandelt. Als er erfuhr, daß sie Künstlerin sei, ruhte er nicht, bis sie ihm ihre Studien zeigte, wobei er durchblicken ließ, daß er im Begriff stehe, sich eine Privatgalerie anzulegen. Verschämt und doch hoffnungsfreudig stellte sie ihre Arbeiten in dem gerade leeren Speisesaal dem Mäcen zur Schau.

Er ging mit wichtiger Miene an sie heran, räusperte sich ein paarmal und sagte dann mild zurechtweisend: »Gott, mein liebes Kind, die Sachen sind ja gar nicht übel, aber furchtbar vieux jeu!«

»Wieso?« stammelte sie ganz betroffen.

»Wieso? Nun eben: Sie wählen gern verbrauchte Motive, die so zurechtkomponiert aussehen, nichts Ursprüngliches, wissen Sie?! Rosenstöcke und Falter, das riecht so nach Biedermeierzeit! Oder kleine

Vögelchen oder artig gekämmte Hundchen, wie oft hat man das gesehen — und schließlich will doch jeder für sein Geld etwas Neues! Sie malen auch zu ängstlich, zu sauber und brav! Eine markigere Technik müssen Sie sich angewöhnen, wissen Sie, und dann einen kecken Griff tun in das Leben der Natur, uns mit starker Eigenart Ihr Geschautes aufzwingen! Mut, mein Kind, Mut!« — Er sprudelte noch lange und geläufig alles heraus, was ihm aus Kunstkritiken und -geschichten haften geblieben war, und das arme Fräulein hörte ihm kleinlaut zu, ganz erdrückt von so viel Kennerschaft.

Dennoch war ihr weh zu Sinne, als sie ihre Sachen wieder wegräumte, so weh wie jedem, der das Bewußtsein redlicher Mühe hat und sich dafür gering geschätzt wurde von einem andern, der auf dem gleichen Arbeitsgebiete überhaupt nichts leistet. Sie ließ gescheiterweise ihre Kränkung nicht merken, sondern betrug sich gegen ihren absprechenden Gönner bescheiden und freundlich wie zuvor — nur gelobte sie sich im stillen, weder ihm noch der übrigen Gesellschaft mehr etwas zu zeigen. — Sie konnte dies um so leichter halten, da Bubis Konterfei ihre letzte Arbeit blieb, denn gleich nach diesem war, zu schlechtem Abschluß ihres Gebirgsaufenthaltes,

eine längere Regenzeit eingetreten, die kein Hinauswandern gestattete.

Dieser Regen brachte für die Leute der Umgegend und die auf Mitterkasern insbesondere eine Enttäuschung mit sich, die weit schwerer als diejenige Fräulein Aastas wog.

Die Heumahd war vorüber, das geschnittene Gras hatte sorglich gehäuft zum Trocknen auf den Wiesen gelegen. Da hinderten die unaufhörlich niederrinnenden Gewässer die Hereinbringung, und die Bauern mußten aus den Fenstern untätig zusehen, wie die Gottesgabe vor ihren Augen faulte.

Der Bauer von Mitterkasern stand ebenfalls und betrachtete die schwarzen, zusammengeschwemmten Klumpen auf seiner Wiese. Es war ein Mißjahr ohnehin: der Plenten war schlecht geraten. Die Fremden hatten ihren Zuspruch seit Wochen eingestellt — wer sollte bei diesem Wetter herauswaten! Und zum Überfluß kam sein Weib und meldete zaghaft: im Kohlfeld seien die Raupen.

Ein lauter Jammer ward deshalb nicht aufgeschlagen; die Leute von Mitterkasern wußten, daß sie nur tragen mußten, was andre trugen. Es war auch das erste magere Jahr nicht: schon mehrmals hatte sich ereignet, daß die vierte Bitte des Vaterunsers, dem Armen schier die wichtigste,

andächtig gebetet und nicht erhört worden war. — Das Mißrathen des Kohls ging der Bäuerin besonders zu Herzen. — »Wenn ich bedenke,« sprach sie zu ihrer Tochter Monika, »wie fleißige Fürbitten du und ich tan haben zum heiligen Jakob, daß er uns schön große Kobisköpf (Kohlköpfe) beschert!« —

Die Monika hing den Kopf — es fiel ihr aufs Gewissen, daß sie bei eben diesen Fürbitten immer so zerstreut gewesen. Das machte: ihr künftiger Hochzeiter, der Knecht bei einem der Talbauern war, hieß gleichfalls Jakob. Da soll eins nicht zerstreut werden! Und ganz gewiß war es von einem Heiligen nicht schön, wenn er etwa dafür eine solche Vergeltung übte.

Aber nun hieß es: Futter einkaufen für die Kuh! Das war die Hauptsache, dafern das letzte nötigste Besitztum erhalten werden sollte.

Es war nicht bar Geld genug im Hause. Ehe man Schulden auf das Grundstück aufnahm oder die für ein ordentliches Begräbnis des Ehepaares zurückgelegte Summe angriff, mochte lieber alles Entbehrliche daran gegeben werden. Und ganz gleichzeitig lasen sie einander den Ausweg vom Gesicht: das Schwein verkaufen! — Das mußte geschehen — mochte es sie alle noch so hart ankommen. Der Bauer sandte dem Schlachtersepp,

der Bubi schon früher gern an sich gebracht hätte, Bescheid, jetzt könne er das Vieh haben!

Recht wie zum Hohn schien die Sonne strahlend, als der Metzger das Schweinchen zu holen kam. Es war ganz nach seinem Wunsche, jung und feist — er schloß den Handel bereitwillig ab und zahlte einen annehmbaren Preis.

Fräulein Biedermann, die heraufgestiegen war, um sich von den guten Bekannten zu verabschieden, erschien eben rechtzeitig zu dem Augenblick, da Bubi von seinem Käufer an einem Stricke, kläglich grunzend, den Bergweg hinabgezerrt wurde und die bisherigen Eigner wehklagend ihm nachschauten.

Der Bauer stand mit gefurchter Stirne und ärgerte sich, daß der Schlachter dem Tiere den Strick um den Hinterfuß geschlungen hatte, an dem er es vorwärts riß, wogegen er, der Bauer, der es einst so säuberlich auf dem Rücken heraufgetragen hatte, kein Recht zur Einsprache mehr besaß. Die Haustochter erzählte tränenden Auges dem erschrocken dreinblickenden Fräulein die ganze traurige Geschichte und jammerte, wie es dem armen Geschöpf nun ergehen werde. Der Sepp sei so viel ein roher Mensch; er lasse die Tiere beim Schlachten immer lang schreien, weil nach einem dummen Glauben das Fleisch dadurch zarter werde.

Der Vinzenz sagte nichts; er schluchzte nach Kinderart gerade hinaus. Seine Mutter beschwichtigte ihn geduldiger als je zuvor, denn noch nie während ihres mühsamen Lebens war er, waren ihre Kinder überhaupt ihr so arm erschienen, so benachteiligt auf Erden. Nicht einmal ein Stücklein Fleisch zum Weihnachtsfest sollte ihnen vergönnt sein! Das nagte an ihr, und wie sie so vergrämt und still an ihrem Herde hantierte, beschlich sie zum erstenmal das Auflehnungsgefühl der Armen und Enterbten.

Der gemütvollen Malerin griff der Ausdruck dieses frühgealterten Muttergesichtes mehr ans Herz, als die Klagen und finsternen Mienen der andren. Sie konnte es nicht lange mit ansehen und brach hastig auf, förmlich schuldbewußt, daß sie nicht helfen durfte. Aber so eifrig sie auch auf dem ganzen Hinunterweg rechnete — es ging wirklich nicht. Sie war darauf angewiesen, sich selbst durchzubringen, und diese Erholungsreise, deren sie dringend bedürftig gewesen, hatte ihre Ersparnisse verschlungen. Beim besten Willen konnte sie Bubi seinen Nachtrauernden nicht zurückgeben — es ging einfach nicht!

Ob vielleicht im Gasthaus, wo so viel vermögende Fremde sich aufhielten, eine mitleidige Seele den Beutel auftat, wenn sie den Fall erzählte? Sie entschloß sich schwer dazu: der Gedanke, fremde

Leute anzubetteln, war ihr äußerst peinlich, und sie wußte aus Erfahrung, daß ein Sammler für wohltätige Zwecke gewöhnlich ebenso angeschaut und behandelt wird, als hielte er für sich selbst die Hand auf.

Die ganze Mittagstafel über sprach sie sich Mut ein. Nach dem Essen, wo man gewöhnlich noch ein halb Stündchen beisammen saß, benutzte sie eine Gesprächspause, um stockend ihr Erlebnis von heute morgen vorzutragen. Sie begann natürlich damit, wie sie die Bekanntschaft des Ferkelchens gemacht, und schilderte dessen Äußeres, sowie die Anhänglichkeit der Eigentümer an das Tier in möglichst gewinnender Weise. Doch gleich zu Anfang ward sie durch Heiterkeit und scherzhafte Zurufe unterbrochen.

»Was? Ein Schweinchen als Familienliebling? Das ist famos!«

»Es kommt so manches Schaf hinein — warum nicht auch ein braves Schwein« — zitierte ein jüngerer Herr, der Wilhelm Busch beständig im Munde führte.

»Sie haben es gemalt? Wir müssen das Bild sehen. Nicht wahr, meine Herrschaften, wir bestehen darauf? Heraus mit dem Bild, Fräulein Biedermann!«

Die Malerin preßte die Hände fest zusammen; beinahe stand ihr das Weinen nahe vor Verlegenheit.



Aber sie wollte tapfer sein um des armen Haushalts auf Mitterkasern willen. »Wenn ich gefällig bin und mich von denen hier auslachen lasse, so kann ich ihnen nachher eher Geld ablocken,« dachte sie. So ging sie denn, den gemalten Bubi zu holen.

Herr Wallbrühl, der Kunstkenner, hatte seine Brille geputzt und pflanzte sich, da die wiederkehrende Asta ihre Studie auf einen Stuhl stellte, gerade diesem gegenüber auf. Hinter ihm und neben ihm drängten die übrigen herzu. Verschiedene Ahs und Ohs wurden laut; doch ehe irgendeine deutliche Meinungsäußerung zustande kam, übertönte sie alle die dröhnende Stimme des beleibten Herrn, der Asta emphatisch zurief: »Mein Fräulein, ich gratuliere Ihnen!«

Sie traute ihren Ohren nicht. Ungewiß, ob dies Spott oder Ernst sei, sah sie ihn an.

»Wie trefflich haben Sie sich« — fuhr er fort — »meine Andeutungen von neulich zunutze gemacht. Das ist breit, das ist keck, es ist fast genial. Gerade genug Ausführung, um den Beschauer noch etwas erraten zu lassen. Der verlorene Sohn — das soll er doch wohl sein — hockt im Dunkel, ein in sich verkrochenes Häufchen Elend; und das Schwein ist die Hauptsache. Es ist ganz großartig gelungen, dieses Schwein.« Er ging auf jede Einzelheit des

gemalten Tieres ein, und die Gesellschaft, bei der er durch die Sicherheit seines Kunsturteils sich sehr in Achtung gesetzt hatte, diente ihm bereitwillig also Echo. Asta empfing Glückwünsche und Lobsprüche; das Ganze mutete sie an wie ein bizarrer Traum. Aber auf den Boden strahlender Wirklichkeit versetzte Herr Wallbrühl sie zurück mit der Eröffnung: »Wenn Sie einverstanden sind, so möchte ich das als Auffassung so neue, als Behandlung so flotte Kunstwerk gleich für meine Galerie erwerben.«

Das Glück benahm ihr fast den Atem. Solch ein in den Schoß gefallenes Geld! Und mit dem Drittel der Summe, die er ihr bot, konnte sie ihren Schützlingen droben helfen, ohne andre anzusprechen! Leuchtenden Antlitzes schlug sie ein, und Herr Wallbrühl zog die beiden Hände, die sie in aufwallender Dankbarkeit ihm hinstreckte, ritterlich an seine Lippen. »Sehen Sie, mein Kind« — sprach er väterlich — »dies Schwein gibt mir den Glauben an Ihre Begabung wieder.« —

Unterdessen saß die Familie auf Mitterkasern schweigsam beim Renteln (Vespers) und schöpfte mit den Blechlöffeln aus einer Schüssel dünner, abgerahmter Milch. Monika unterbrach die Stille mit der trübseligen Frage: »Ob er 'n heut schon absticht?« — Ihr Vater gab kurz zur Antwort, »das

würde der Sepp wohl erst vor dem nächsten Feiertag tun — ein bißl Mästen vertrage der Bubi schon noch.«

Da kamen geschwinde Schritte den Bergpfad herauf — es ward von außen kräftig gepocht, und ehe jemand »Herein« rufen konnte, riß Fräulein Asta schon die Türe auf.

»Ich habe Bubi verkauft,« stieß sie, atemlos vom Laufen, hervor, »den gemalten Bubi nämlich! Da ist das Geld — wieviel sagten Sie, daß der greuliche Kerl Ihnen heute früh gegeben hat? Also da ist es — so laufen Sie doch schnell und holen Sie Bubi, den wirklichen Bubi mein ich, zurück!« —

Anfänglich verstanden die Bauersleute sie nicht; daß Geld verschenkt werden kann, war ihnen eine neue Erfahrung. Der Bauer erhob auch einige Schwierigkeiten, meinte, das sei allzuviel und wollte der Spenderin einen Schuldschein ausstellen, den sie nicht annahm. Aber sein Weib war willfähriger. »Vergelt's Gott, Fräulein, tausendmal vergelt's Gott! I bet schon fleißig dafür!« — Und ihre Kinder mußten dem Fräulein, zu dessen größter Verwirrung, »die Hand busseln«. Natürlich blieb Asta oben, bis das verlorene Gut zurückkehrte, und auch Monikas Jakob, ein hübscher, stämmiger Bursche, kam herauf, sobald er Feierabend hatte, und wohnte dem

Wiedersehen bei, das sich noch glanzvoller gestaltete, als Bubis erste Ankunft. Bubi selbst schien das zu empfinden, denn er rannte eine Weile wie besessen im Kreise umher. —

Des andren Morgens, da Fräulein Asta ihre Studien zusammenrollte, um sie einzupacken, mit Ausnahme Bubis, dessen Bild in den Händen ihres Mäcens zurückblieb, sah sie letzteres nochmals lange an. Gestern war sie wie betäubt von all den Reden gewesen; jetzt erst konnte sie mit neuem Blick ihr Werk prüfen. Sie hatte noch ein paar Bestellungen auf »ähnliche Motive« bekommen — »Schweinespezialistin«, sagte sie sich halb belustigt, halb verzweifelt, daß sie, die sittsame Geheimrattstochter, ein so unschickliches Gebiet betreten sollte. Aber während ihrer einsamen Betrachtung wurden die Augen ihr aufgetan.

Sie begriff, daß nicht das »Was«, sondern das »Wie« ihr Anerkennung verschafft hatte, daß in dieser fast widerstrebend und doch so keck hingestrichenen Studie das lag, was sie mit allem Fleiß bisher vergeblich gesucht hatte. Oder vielleicht hatte sie es besessen und nur niedergehalten durch Ehrpusseligkeit und Tüpflichkeit, sowie den warmblütigen Humor, der gleichfalls aus dem

Schweinebildchen sprach und sie es jetzt herzlich anlachen ließ.

\* \* \*

Als sie einige Stunden später vom Eisenbahnwagen, der sie hinwegführte, einen letzten Scheidegruß nach Mitterkasern hinauswinkte, nahm sie das Empfinden mit, daß ihr nun nichts Menschliches mehr fremd und Bubi der Markstein in ihrer Entwicklung sei.

Nach aller Trübsal und Gefahr, möchte man vielleicht meinen, sei Bubis Leben seinen Hausleuten zu wert geworden, um es dem schnöden Bedürfnis nach Nahrung zu opfern? — Aber nein, solche verfeinerte Gefühle hegte man auf Mitterkasern nicht

Pünktlich zu Weihnachten, nachdem es sich recht fett gemästet hatte, wurde das Schweinchen mit möglichster Zartheit geschlachtet und mit einem Gemisch von Freude und Wehmut feierlich verzehrt.

Denn das war nun einmal seine Bestimmung.

---

## Franz Brugger

Die Landstraße schimmerte weiß von Sonne und Staub. Der junge Radler, der als einziges Menschenwesen auf ihr dahinfuhr, hatte schon mehrmals bedenklich an seinen völlig gepuderten Kleidern hinabgeschaut; doch immer wieder versöhnte ihn der Ausblick in die Landschaft. Er hatte die Gegend nicht gekannt, bis er vor kurzem an ein Bezirksamt ganz nahe der bayrisch-tirolischen Grenze gekommen, als Rechtspraktikant, was weiter nördlich Assessor heißt. Nun durchstriefte er in seinen Freistunden seinen Bezirk nach allen Seiten und behagte sich darin, so wie eben jetzt. Am Wege streckten blühende Apfelbäume ihm ihre seidigen, duftenden Riesensträube entgegen; eine Wiese, ganz mit Enzian besternt, sah nicht mehr grün, sondern dunkelblau aus. Um die Waldberge und grauen Felsen dahinter wob der Sonnenglast, es war eine köstliche Stille und Einsamkeit weithin, die dem Fahrer wohltat. Und während er so gemächlich fürbaß radelte, verfolgte er den häufigen Gedankengang der Stadtkinder: er schloß von dieser

großlinigen Weltabgeschiedenheit auf den Frieden, der hier wohnen müsse. Ab und zu ein Holzdiebstahl oder ein Tollkopf, der aus Eifersucht einem Nebenbuhler das Messer hineinstieß — andre als solche einfachen Konflikte konnten — so meinte er — in derartiger Umgebung nicht vorkommen.

Die Straße wurde steiniger; er sprang ab, um sein Rad eine Strecke zu schieben. Da gewahrte er plötzlich am Straßenrand einen Männerkopf, der zuvor angelegentlich nach dem Himmel gestarrt hatte, nun aber, umgewandt, ihn freundlich anschmunzelte. Der zu dem Kopf gehörige Körper lag augenscheinlich im Graben. Auf das »Grüß Gott!« — das er und der Radler tauschten krabbelte der ganze Mensch hinaus: ein Mann in den Dreißigern, wohlgewachsen, nur etwas hager, mit einem eigentlich hübschen, aber frühaltigen Gesicht, das auf Entbehrungen aller Art hindeutete. Auch war er dürftig und zugleich nachlässig gekleidet — »ein Landstreicher!« — schoß es dem Stadtherrn durch den Sinn. Doch sprach hiergegen der vertrauenerweckende Ausdruck des Gesichtes. Der Mund unter dem ungepflegten Schnurrbart hatte einen gutmütigen Zug, und die Augen glänzten verschleiert und weich aus den sehr tiefen Höhlen.

»Gelten S' schön ist's da?« — redete der Mann den Fremdling an. »Aber stauben tut's halt.« Sie wechselten ein paar oberflächliche Bemerkungen über das Wetter; dann sagte der Schäßige bewundernd: »Was für ein schön's Rad der Herr hat!« — »Sind Sie Fahrer?« — fragte etwas zweifelhaft der Praktikant. »Ja, fällt net ein! — woher doch? Ich denk mir bloß: so ein Rad, wenn ich hätt und fahren könnt, tät ich die Fahrt um die Welt machen. Grad als ob man fliegen kann, muß das sein. Und wenn ich nachher zu so Schwarzen oder sonst Farbige kommen tät, die wo nie kein Rad gesehn haben, könnt ich's am End verkaufen, um einen Sack voller Diamanten.«

»Die Reise um die Welt macht man aber nicht zu Lande« — sagte lächelnd der Radler.

»Ja so!« — Der andre lachte sich selbst aus, auf eine kindliche Weise, wobei seine weißen Zähne blinkten. »Dann ist's wieder nix. Es hat auch keinen Wert, denn unter so Ausländer, wo man die Sprach net kennt, ist man wie ein Käfer, mit dem nix geredt wird. Und nachher« — das sagte er mehr für sich — »ist's auch kein Zweisitzer, das Rad!«

»Ah, Sie sind wohl verheiratet?« — »Noch nicht« — gab der Mann zur Antwort, aber in einem so hoffnungsreichen Ton und mit so heller Miene, daß der Städter davon gerührt ward. Er hatte inzwischen



sein Rad wieder bestiegen und radelte in langsamstem Tempo dem Weggenossen zur Seite; beiläufig tat er die Frage nach dessen Stand und Gewerbe. »Großbauer sein mir« — versetzte der und fügte mit einer Gebärde nach den wogenden Saatfeldern am Wege hinzu: »Die gehören alle mein.«

Das konnte nicht zutreffen. Unter dem scharfen Blick, den der Stadtherr auf ihn richtete, wandelte der Ausdruck des Sprechers sich in einen abbittenden. »Nein, sind Sie nicht böse! — das war nur so ein G'spaß! Ein Hantierer bin ich halt!« — Es stellte sich nun heraus, daß er seines Zeichens ein Schreiner sei, wohnhaft in dem Dorfe, dem sie beide zustrebten. Auch Schachteln mache er aus Holzabfällen und habe soeben ihrer etliche in einem entfernteren Orte verkauft. Der junge Rechtsbeflissene hörte das alles wohlwollend an. Nur nahm das müßige Lungern im Straßengraben ihn einigermaßen wunder bei einem armen Arbeiter, dessen Zeit Geld war. »Sie heißen?« — fragte er noch.

»Brugger Franzl« — erwiderte der Mann, nach Landessitte den Taufnamen dem Familiennamen nachstellend.

Sie gelangten zu einer Wegkrümme, an der ein hölzernes Kreuzbild auf steinernem Sockel stand. In

die Vertiefung des Sockels war plump mit Anstreicherfarbe eine schwarzbehangene Totenbahre gemalt. »Jetzt haben wir's« — sagte der Schreiner — »von hier fängt bereits 's Dorf an.« Der Praktikant erblickte in mäßiger Entfernung ein Häuschen brauner und weißer Häuserflecken, darüber einen Hügel, der die Reste eines alten Schlosses trug. »Das ist der Burgberg« — sagte sein Begleiter, »da hat einmal so eine Burg gestanden von die alten Ritter — es sein keine Guten net gewesen: grad so Raubritter halt oder was ähnliches. In das G'schloß da, wie's baut worden ist, haben sie eine schöne Jungfer vermauern lassen, Heiden und Unchristen, wie die Leut dazumal waren. Davon hebt die Mauer in alle Ewigkeit, wenschon die Ritter selbst lang der Fanggerl (derTeufel) geholt hat und ihnen ihr viel's Geld irgendwo unter dem Getrümmer liegt.«

»Ein amüsanter Mensch!« — dachte der Städter. Aber bei den ersten Häusern, die sie nunmehr erreicht hatten, schien der kurzweilige Gefährte keine rechte Ruhe mehr zu haben, sondern eilig heimzubegehen. Er sagte, daß sein Heimweg hier abzweige und verabschiedete sich mit treuherziger Höflichkeit — vielleicht wurde er erwartet.

Der Rechtspraktikant fuhr inzwischen sachte durch das Dorf, das ihm einen alltäglichen, ziemlich

kümmertlichen Eindruck machte. Die Häuser waren niedrig, ohne besonderen Anstrich von Wohlhabenheit, nur hier und da eines mit einem schreiend bunten Heiligenbild geziert. Auch die Begegnenden schienen ein wortkarger, verarbeiteter Menschenschlag, anders als sonst in bayrischen Bergdörfern. Vor dem einzigen ansehnlicheren Wirtshaus hielt der Fahrer an und begehrte zu trinken, nachdem er sein Stahlroß in einem Winkel angekettet hatte. Es saßen außer ihm noch drei Männer an ungedecktem Tische in dem sogenannten »Sallettl«, einem laubenartigen Vorbau. Einer der dreie mußte wohl der Wirt sein — die Wirtin, eine dicke, schwerfällige Frau, ging bedienend ab und zu.

»Wo ist denn nur heut die Phrosi?« — redete einer der Gäste sie an. Sie zuckte die Achseln. »Eine Stund Ausgang hab ich ihr geben müssen, weil sie den Ihrigen sprechen möcht, wenn er heimkommt.«

»Soo?« — machte gedehnt der Frager und strich sein glattrasiertes, an einen Geistlichen gemahnendes Kinn. Ein vierschrötiger Mann neben ihm ließ dröhnend die Faust auf die Tischplatte fallen und sagte: »Eine Schand ist's! Noch kein Jahr ist sie da, ist die Sauberste im ganzen Ort und sucht sich von allen den größten Nixnutz heraus. Wo sie die besten Partien hätt haben können! — wie gesagt: Sünd und

Schand ist's.« — Der Wirt, der ihm zur Seite saß, gab gleichsam entschuldigende Antwort: »Wir können fein net dafür. Wenn sie zehnmal von meiner Frau die Bruderstochter is, sie hat ihr eigenes Sach und ist mehrjährig — also laßt sie sich nicht einreden.«

»Und« — fügte die Wirtin hinzu — »sie tut's aus Wohlmeinenheit — nebstdem, daß er ihr g'fällt. Sie wird ihn schon ziehen und ranschieren, meinte sie.« — Der Meßner-Toni — so hieß der Glattrasierte — bemerkte hierzu freundlich und mild: »An dem, meine liebe Wildauerin, an dem, han ich Sorge, ist Chrisam und Taufe verloren. Der Brugger-Franzl bleibt alleweil der Nämliche.«

Der Zuhörer stutzte. Sollte gar von seinem vorigen Geleitsmann die Rede sein!? Unwillkürlich drehte er sich nach dem Nachbartische um mit der Frage: »Bitte, ist das der Schreiner, den Sie meinen?«

Die Vier verstummten und sahen ihn mißtrauisch an; er mußte sich näher erklären. »Ich habe den Mann rein zufällig am Weg getroffen — ich möchte nur wissen, ob gegen ihn etwas vorliegt?« — Noch zögerten sie — nur der Vierschrötige fuhr alsogleich zu. »Aber freilich lügt er einem was vor! Von früh bis auf d' Nacht — das ist's ja eben. 's Lügen ist sein Hauptgeschäft.«

Der Meßner-Toni, der um seines Amtes willen sich ein salbungsvolles Betragen schuldig zu sein glaubte, seufzte und setzte eine Miene vielsagenden Kummers auf. Die Wirtin wollte ablenken. »Halt bloß, daß ihm's Arbeiten nie recht von der Hand gegangen ist, dem Franzl, und daß ihm der Kopf alleweil so voll von dummem Zeug steckt!«

Ob er demnach nicht ein wirklicher Lügner zu eigenem Vorteil wäre? — erkundigte sich der Gast. Die Wirtin lächelte mitleidig: »Ah, gar kein Schein! Dazu wär er wohl net schlau genug.«

»Und dabei will er in unsre Freundschaft einheiraten« — brummte der Wirt.

Der Praktikant hatte von jeher eine Neigung zu psychologischen Studien besessen. Diese Vorliebe war sogar größer als für einen angehenden Beamten unumgänglich nötig erschien. Deshalb spürte er auch jetzt den Trieb, solchen anscheinenden Widersprüchen nachzugrasen und tat noch einige Fragen in betreff des Franz. Um das Entgegenkommen der Einheimischen zu erhöhen, nannte er seinen Namen; unglücklicherweise aber ließ er auch seine Beschäftigung einfließen, — damit hatte er den Faden aller näheren Mitteilungen abgeschnitten. Die vier Dörfler rückten wie scheue Vögel enger zusammen und betrachteten ihn von der

Seite zwar mit einem gewissen Respekt, doch zugleich mit der eingessenen Furcht vor allem, was zu den Gesetzen in bezug steht. Man sah es den festgekniffenen Lippen an, daß jedes entschlüpfte Wort sie reute und daß sie fortab entschlossen waren, sich zurückzuhalten. Nur der klotzige Bauer, der, wie sich ergab, Eggmaier hieß und Ortsvorstand war, spuckte zur Seite aus und meinte: Der Herr würde schon selbst noch inne werden, was der Brugger für ein windiger Tropf sei.

Entmutigt und ärgerlich brach der junge Mann nach berichtiger Zeche auf. Eine Ahnung beschlich ihn, daß der hartnäckigste Haß gegen einen Mitmenschen sich gewöhnlich nicht von dessen einzelnen Taten herschreibt, sondern davon, daß sein ganzes Wesen zu dem der andren nicht stimmt.

»Ich kann nicht helfen — mir war der Mann sympathisch« — dachte der Praktikant, als er wieder auf der Straße dahinrollte. »Merkwürdig, daß er ein Tunichtgut sein soll!«

\* \* \*

Dennoch hatte Franz Brugger für einen Tunichtgut gegolten — sein ganzes bisheriges Leben lang.

Seine Eltern waren arme Leute gewesen. Der Vater, ein eingewanderter Tiroler, hatte sich im Bemühen, das Brot für Weib und Kind zu erwerben, buchstäblich zuschanden gearbeitet, ohne Glücksstern und rechten Lohn. An ihn, der frühe verstorben, erinnerte Franz sich minder deutlich als an des Vaters Mutter, die bei ihnen gelebt und ihre Tage beschlossen hatte. Die Alte hatte den Enkel sehr lieb gehabt und ihn, wenn es schmale Bissen gab, oft genug mit einer schöne Geschichte sattgemacht, deren sie eine ganze Unzahl wußte. Die Sohnsfrau jammerte deshalb, daß die Ahndl den Franz, der ohnehin nur Unnützes triebe und dächte, noch vollends hintsinnig machte. Weil aber Franzl seine von Sorgen zermürbte Mutter nicht anders kannte denn klagend und seufzend, glitt ihre Beschwerde an ihm ab sowie die Scheltworte und Schläge, wenn er einen Befehl verkehrt ausgeführt oder ganz vergessen hatte.

In der Schule ging es ihm auch nicht zum besten. Er konnte wohl manchmal mit glänzenden Augen aufhorchen, bei irgendeiner Erzählung des Lehrers aus der Religions- oder Landesgeschichte; aber hernach wieder in der Schönschreibe- und gar erst in der Rechenstunde, erschien es ihm rein unmöglich, die Gedanken beisammenzuhalten. Sie wanderten

hierhin, dorthin und die verträumten Blicke des Franz ihnen nach. Das sah der Lehrer genau, und eben, da er den Buben nicht eigentlich für unbegabt hielt, suchte er durch strenge Strafen dessen Unaufmerksamkeit auszutilgen. Aber vergeblich! — Der Franz blieb ein unachtsamer Bub, der seine Kleider und Schulhefte nie ordentlich im Stand hatte, ein unanstelliger Bub, ja ein dummer Bub in den Augen der meisten, weil er nämlich Fragen bisweilen tat, die kein Vernünftiger beantworten konnte. Sogar der Verdacht einer verstockten Gemütsart fiel auf ihn, nachdem er mit Gewalt sowohl an seines Vaters als an der Ahne Sarg zum Abschiednehmen hatte gezerrt werden müssen. Es wußte freilich niemand, was er wußte: daß nämlich in den nächsten Nächten seine Kammer von blassen hohläugigen Gestalten bevölkert sein und seine Kinderphantasie ihm alle Qualen der Hölle bereiten würde.

Ein einziges Mal nur zog der Kleine Vorteil aus seiner geistigen Anlage; das war, als er mit vielen andern Kindern zugleich die Pocken hatte. Die Leidensgenossen betrugten sich ungebärdig: sie juckten und deckten sich auf trotz aller Verbote: der Franzl dagegen lag still in seinem Bette, die Fäuste geschlossen — und wenn man ihn fragte, wie er das



denn fertig bringe, so antwortete er: »Ich erzähl mir was.«

Ganz ähnlich wie damals lag er später in den schulfreien Sommermonaten, seiner liebsten Zeit, am Abhang des Burgberges, um die einzige Geiß seiner Mutter zu weiden. Es ruhte sich herrlich in der wehenden Luft und dem starken Wohlgeruch, den die Sonne aus den Kräutern herauskochte. — Franzl dachte darüber nach, wie es wohl im Paradiesgarten gewesen sei, von dem er in der Schule gelernt hatte. Dann betrachtete er blinzelnd die an einen Strauch gebundene Geiß, und es fiel ihm ein, daß einer alten Rede nach die Ziegen vom Teufel erschaffen seien; darum hätten sie solch ein Teufelsgeschick. Dies deuchte ihn je länger je wahrscheinlicher, bis daß ihm zuletzt förmlich graute vor der Geiß und er ihr aus Angst einen Schlag mit der Hüterpeitsche versetzte. Da meckerte das Tier kläglich, und der Knabe sagte beruhigt und gönnerhaft: »Ja, ja, bin dir schon gut!«

Gelegentlich kam sein Schulkamerad, der Eggmaier Vestl, herauf, der auch ein einziger Sohn war und sich deshalb langweilte. Sonst glich er Franz wenig, war arbeitsam wie ein Müllertierchen und begriffsstutzig wie ein solches. Das hinderte aber nicht, daß die beiden miteinander tollten nach Herzenslust; nur da der Vestl vor Vergnügen zu laut

gröhlte, sagte der Franz verweisend: »Bist still, die Mandln im Berg werden ja sonst rebellisch!«

»Sind ihrer da welche drin?« — fragte der Vestl und riß die Augen rund auf.

»Das glaubst! Hundertmal hat mir's die Ahndl erzählt, und einmal hab ich sie selbst wispeln hören. Weißt auch, was ich tu« — er neigte sich geheimnisvoll zu des Gefährten Ohr, — »wenn ich groß bin, steig ich hinunter und nehm ihnen das Schwert, mit dem man unüberwindlich ist — und geh dann in den Türkenkrieg und werd ein großer General.« — »Geh weiter, die werden sich's doch nicht nehmen lassen« — meinte der Vestl.

»Ja, verstehst: dazu muß man halt unsichtbar sein — das wird man, sobald man das Herz von einer Fledermaus unter die linke Achsel hineingibt. O ich, ich kenn mich aus.«

Das schien dem Vestl so wundersam als praktisch, und er gelobte auch das von Franzl geforderte Stillschweigen. Einige Tage danach entstand eben um die Zeit des Zubettegehens ein Lärm im Orte. Die Nachbarin des Eggmaierpaares hatte Kücheln gebacken und hörte ein verdächtiges Geräusch in der Kammer, wo sie selbige aufbewahrte. Eilends lief sie hinzu und erwischte den Vestl, der, mit vollgepackten Taschen, durch das Fenster zu entrinnen strebte.

»Ich bin unsichtbar!« — schrie er und focht mit zugekniffenen Augen um sich. Die Erzürnte aber meinte, unfaßbar sei er keinesfalls, holte ihn sich herein und wichste ihn unnachsichtlich durch.

Als sie ihn hernach noch der Gerichtsbarkeit seiner Eltern übergab, erzählte der Vestl heulend, wer ihm den verführerischen Rat mit dem Fledermauserzen eingeblasen hatte. So verführerisch wie trügerisch; denn was hatte die Tötung einer Fledermaus auf dem heimischen Speicher ihm nun genützt!? Die Folge seines Geständnisses war, daß der allgemeine Unwille sich auf Franz hinüberlenkte, der seine Schuld auf Befragen auch offen bekannte und dafür gleichfalls eine empfindliche Züchtigung empfing.

Er schrie nicht, sondern biß die Zähne zusammen und sagte nur hinterher, halb wehmütig halb trotzig: »Was kann denn ich dafür, daß der Vestl so dumm ist?« — Die Eggmaierin aber erklärte: das komme davon, wenn man den Kindern besserer Leute gestatte, mit so gemeinen Fratzen umzugehen, von denen sie nichts als Unformen lernten. Ihr Vestl dürfe in Zukunft keinen Schritt mehr zu dem gottlosen Buben, dem Franz. — Dadurch entging letzterem so manches Gute, was er ehemals in dem reichen Eggmaierhause genossen; und obendrein weinte

seine Mutter oft und viel, daß gerade sie mit einem so einfältigen und dabei verlogenen Kind bestraft sei.

Franzls reifere Jahre halfen nicht, ihn zu besserem Ansehen zu bringen. Es blieb dabei, daß sein Kopf, statt am Nächstliegenden zu haften, fortfuhr, allerhand zusammenzureimen und auszuhecken, was seltsam klang, wenn es laut wurde. Nicht ausnahmsweise und als Feierabendscherze brachte er solche Geschichten vor, sondern bei allen Anlässen und so ernsthaft, daß die Leute darob irr und wirr werden mußten. Manche ängstliche Gemüter hielten ihn für besessen oder närrisch, wo nicht gar mit bösen Mächten im Bunde stehend. Den nüchtern Urteilenden galt er einfach als ein Lügner und Possenreißer, der zu allem nützlichen Tun zu faul sei. Denn Franz war wirklich kein guter Arbeiter zu nennen —, er übte seines Vaters Hantierung, die er lustlos erlernt, fahrig und ungenau, so daß die Kunden bald von ihm abfielen. Wer bei ihm ausharrte, tat es aus Mitleid mit Franzens Mutter, der der Sohn übrigens, wenn des Brot knapp wurde, sein letztes Stück willig überließ. Diese Kindestreue ward ihm nicht angerechnet — daß er lieber hungerte statt ernstlich seinem Erwerb nachzugehen, trug ihm vielmehr Geringschätzung ein. Die rastlose Tätigkeit in seinem Kopfe sah niemand, und wäre dies

geschehen, so würde sie in der Welt der Muskelarbeiter als nichts geachtet worden sein.

Franz aber ließ sich die allgemeine Mißbilligung nicht groß anfechten — leider sogar reizte ihn der Anblick eines besonders übelwollenden oder eines dummen Gesichts erst recht, das Bunteste seiner Gedankenware herauszukramen. Er wußte selbst nicht wie — es zog ihn gleichsam an den Haaren dazu. So war er einsam und überzählig durch die Welt getrottet bis heute. — —

Allerhand Erlittenes und Selbstverschuldetes kam dem Manne zu Sinn, als er mählich sich seinem Häuschen näherte, wo die Mutter ihn nun nicht mehr erwartete. Vor nicht lange war sie gestorben, ohne die Hoffnung, daß es dem Sohne noch wohl gehen könne. Und doch war aus ihrer Krankheit die erste Aussicht hierzu erblüht — Franz beschleunigte seinen Schritt, wenn er daran dachte. Das Haus lag außerhalb des Dorfes; in dem schmalen Landstreifen, der es umgab, wucherte alles nach Herzenslust und ohne Pflege durcheinander. Es war ein Gewirre von Löwenzahn, Kohlköpfen, Ringelblumen und andrem Grünzeug, überragt von ein paar Sonnenblumenstauden dicht am Zaun. Das Häuschen selbst erschien verlottert und verlassen genug; fast hätte man es für einen Stall anstatt einer

Menschenwohnung angesehen. Die Tür und beide Fensterstöcke hingen windschief in der Wand, von der das Fachwerk abbröckelte; die ganze morsche Hütte schien eigentlich nur durch die Äste eines verkümmerten Holzapfel-Baumes und die bis unter das schadhafte Dach sich schlingenden Ranken einer Kletterrose zusammen gehalten zu werden. Neben dem Eingang seines Hundeställchens aber hatte Franz Brugger sich eine Sitzbank von Kistenbrettern errichtet und mit einem Dache aus grauem Segeltuch überspannt. Hier saß eine junge Gestalt, bei deren Anblick der Herankommende unwillkürlich einen Freudenruf ausstieß; »Ja, Phrosi, bist du's?«

Das Mädchen erhob sich und kam ihm an der Zauntüre entgegen; ein wenig verschämt lächelnd bot sie ihm die Hand, während er sie mit seinen bewundernden Blicken fast verschlang. Es lohnte sich wirklich der Mühe: denn die Euphrosine trug auf ihrem gertenschlanken Körper ein Haupt vom zierlichsten Oval, ein Antlitz klar wie ein Blumenblatt, von einem zarten Rot gleichmäßig durchleuchtet. Das Dunkelste daran waren die schmalen wie mit dem Pinsel gezeichneten Brauen und die lichtbraunen Madonnenscheitel, von denen kein Härlein wegstand, so wenig als die ganze Kleidung des Mädchens ein Stäubchen oder

Tadelchen aufwies. Sie sah infolgedessen gar nicht wie ein richtiges Landmädchen aus, sondern wie das verschönte Abbild eines solchen auf Porzellanmalereien.

»Ich hab ein bißl aufgeräumt bei dir,« — sprach sie hellstimmig in die freudigen Begrüßungsworte des Franz hinein. »Schon recht notwendig ist's gewesen — denn ausgeschaut hat's da drin, nicht zum sagen! Und dein Werktagsgewand hab ich dir geflickt, und ein Paar neue Socken liegen hint im Kasten.« — »Du bist so viel brav — tausendmal vergelt's dir Gott!« — versetzte der Franz gerührt und drückte ihr die Hände. Ein Kuß wäre ihm lieber gewesen, aber Phrosi war so besonnen als tugendhaft und gestattete dergleichen nur als Lohn besonderen Wohlverhaltens. Jetzt unterzog sie ihn selbst einer aufmerksamen Musterung. »Aber Franzl, ich bitt dich: geht man so unter die Leut? Hättst dich nicht ausbürsten können zuvor? Und dein Hut — nein, so was!« So tadelte und putzte sie an dem langen Menschen herum der fügsam wie ein Knabe vor ihr stand. Er suchte sie zu begütigen, indem er ihr erzählte, er habe einiges Geld gelöst und bringe es. — »Ist auch nötig« — sagte sie — »grad hab ich mir berechnet, wieviel von meinem Ersparten wir hineinstecken müssen, bis das Häusl halbwegs was

gleich sieht und die Schuld davon abzahlt ist. Ja, richtig, daß ich net vergiß drauf: die Berghuberin hat auch geschickt, sie hätt eine Arbeit für dich. Eine Hennenstiege, glaub ich, braucht sie.«

»So?« — machte Franz gleichgültig. Phrosis Gesichtlein verzog sich kummervoll. — »Wie du das so ohne Schneid hinsagst! Ich muß rein glauben, daß der Eggmaier- Vestl recht hat, wenn er meint, du magst nicht arbeiten.«

»Der Vestl!« — fuhr Franz unwirsch auf. »Was hat der fade Hampel zu reden mit dir?«

»Der Vestl ist ein fleißiger gesetzter Mensch« — fertigte sie ihn ab — »und die Kinderei, die wo du ihm nachtragst, ist eh nur deine Schuld. Überhaupt hat deine Mutter selig doch selbst alleweil geklagt, du bringst nichts vor dich.«

Damit hatte sie ihn zwiefach geschlagen. Einmal war der Mutter Kummer über ihn jetzt, da sie gestorben, ein steter innerer Vorwurf. Zugleich aber gereichte der Muttername ihm zur Mahnung, wieviel Dank er Phrosi schulde. In der Schreinerin letzter Krankheit, da der Sohn sich weder Rat noch Hilfe gewußt hatte, waren manche der Nachbarfrauen vorübergehend zu seinem Beistand gekommen. Aber keine hatte so oft, keine so umsichtig in dem Sterbezimmer gewaltet, als die kürzlich erst



zugereiste Phrosi, trotz des Widerspruches ihrer Verwandten. Sie behauptete einfach, Nächstenliebe, die niemand in Gefahr oder Schaden bringe, gehöre zu einem rechtschaffenen Wandel; und sie betätigte ihren Grundsatz so, daß die hinsiechende Frau von ihrem Lobe überfloß. Der Franz war gleich zu Anfang wie verzaubert von ihrer Anmut und Feinheit gewesen, doch hätte er als ein armer Tropf, der an Gründung eines Hausstandes nicht denken konnte, gemeint, sie sei nicht für ihn. Der Phrosi aber behagte der Gedanke gar nicht übel, der gebende Teil in einem Ehestand zu sein; und nebstbei stand der Franz ihr an, was sie auf geschickte Weise ihm zu verstehen gab. So hatte es sich gefügt, daß sie einig wurden; und noch vermocht der Mann nicht zu fassen, daß solch ein Ausbund von Leibes- und Seelenschönheit ihn wirklich gern habe wie er sie.

Sie bewies es ihm auch jetzt, denn als er kleinlaut den Kopf zu Boden senkte, tat er ihr augenblicklich leid. Sie nestelte kosend an seinem Ärmel herum und fragte! »Du, warum hast mir eigentlich nie nichts von der Vefa gesagt?«

»Wieso, was denn?« — Er schien ahnungslos, allein sie stieß ihn kichernd an. »Geh, tu nicht so — das hat mir auch die Mutter verraten, weil sie bettlägerig war. Daß du die Roßlacher-Vefa hättest

kriegen können und nicht mögen hast. Man darf dir's frei nicht in Übel nehmen — so eine dicke Trutschel! Und den spinngiftigen Humor wo sie hat, vermutlich von dortmals her.« — Sie kicherte wieder, noch schalkhafter. Jetzt besann er sich.

»Ah ja so; stimmt schon! Aber weißt: ganz so ist das Ding nicht zugegangen. Richtig gesagt, ist sie mir auskommen, indem ich auf andern Wegen gewest bin. Herrschaft! War ich dazumal ein Lapp, ein junger!«

Die Phrosi schien verblüfft; auf ihrem Antlitz erlosch das Lächeln. Dafür entglomm es auf dem seinigen, während er, von der Erinnerung erheitert und befeuert, sich in die damaligen Vorgänge zurückversetzte.

Droben am Berg, wo noch die paar Mäuerlen stehen, weißt, da ist von klein auf mein liebstes Platzl gewest. Oft und oft bin ich da im Gras gehockt und hab nachstudiert über das und jenes; am meisten hat mich's zu wissen verlangt, wo nachher das viele Gold liegt, das, wie's heißt, die alten Ritter vergraben hätten. Im Burgberg unter die Steintrümmer soll's verscharrt sein; und es sind schon etlichemal welche hergangen und hätten nachgraben mögen, haben aber nix gefunden. Jetzt ich, wenn meine Leut mich öfters zusammengeschimpft haben: »Geh, du fauler Lackel,

daß d' gar nie schanzen magst!« — alsdann hab ich mir im geheimen gewünscht, daß ich doch Glück haben und den Schatz von die Ritter finden möcht! Heiliger Himmel: das schöne Leben, was ich darnach hätt anfangen wollen! Das ganze Dorf hätt ich angekauft und wär ein Graf geworden, und die Burg hätt ich wieder herrichten lassen, viel nobliger wie s' war. Das in jed's Zimmer hinein soll, die goldenen Stühl und marmornen Böden, hab ich schon genau gewußt. — Aber die Mutter hat's anderst vorgehabt mit mir; sie hat herausgebracht, daß die Roßlacher-Vefa mich net ungern sieht — und dessentwegen hätt ich mich hinter sie machen sollen. Mir hat sie, samt dem Gold, das sie gehabt hat, nie recht gefallen — schon darum wär ich lieber auf die andre Art zu was gekommen.

Nun hab ich sagen hören, daß zu gewissen Zeiten flackernde Lichteln droben umeinandhupfen — das ist ein Zeichen, daß der Schatz blüht und herauf verlangt. Also das Ding war recht: zu jeder Stund, wo ich irgend was hab glänzen sehn, bin ich hinauf wie der Wind und war überhaupts alleweil auf Posten, denn fest einbildt hab ich mir's, daß ich droben mein Glück finden müßt auf irgendeine Art.

Einen Abend, kurz nach dem Dunkelwerden, sitz ich wieder auf dem Bergl und schau zu, wie die Stern

herausziehen, einer nach dem andern und sinnier so herum — mit einem Mal seh ich was glitzern, kaum einen Büchenschuß vor meiner. Auch ein großer Stern tief im Gras drin! Ich drauf zu, wie ein Geier, und es ist als ob das Licht sich bewegt und entfernt von mir, aber ich, net faul, spring ihm nach. Da bleibt es endlich stad auf einem Platz, mitten in die alten Mauern drin, und wie ich niederhocken will dazu und nachschaun, was damit is, da steht unversehens ein Frauenzimmer neben mir. Ein bildsauberes Madl, groß und blaß, in einem fremden Gewand!

»Alle guten Geister« — hätt ich rufen wollen, aber's Wort is mir im Hals stecken blieben, so verhofft bin ich gewesend. Und sie steht ganz ruhig und schaut her auf mich, so bittend und traurig und doch freundlich dabei — einen wunderlieben Blick hat sie gehabt!

»Bist eine arme Seel?« — hab ich mich endlich traut zu fragen. Da hat sie geseufzt, ganz sacht. »Ich bin dein Glück« — hat sie dann gesagt, mit der feinsten Stimm, die mir je vorgekommen is, — »ich bin dein Glück, wenn du tun willst, wie ich dir's anschaff.«

»Für dich tu ich alles« — hab ich gesagt, denn ich war ganz weg von ihr — »wenn's keine Sünd ist,

sonst darfst mich nur heißen, was geschehn soll — ich tu's.«

»Aber Franz, das hat dir bloß träumt« — schaltete das Mädchen erschrocken ein.

»Meinst? Also darauf sagte sie: Jetz paß auf! Unter unsern Füßen liegt ein Schatz, den ich hüten muß, der gehört dein und ich dazu, wenn du gut bestehst. In der Nacht an Johanni muß hier herkommen und muß wachen bis um die Mitternacht; dann werd ich dir erscheinen und dir's anzeigen, wie du mich erlösen muß. Aber im Fall du schlafst, wenn ich komm, dann ist dein Glück verscherzt, und reuen wird's dich deiner Lebtag.«

»O woher doch: schlafen! So ein Murmeltier wär ich net, hab ich gesagt, und ihr heilig und teuer versprochen, daß ich komm! Da hat sie gelächelt und war verschwunden im Handumdrehen.

Ich aber hab mich vor Freuden schier nimmer ausgekannt, und die dicke Roßbacher-Vefa ist mir womöglich noch wurster geworden wie zuvor. Überhaupts war's mit mir kein Bleiben mehr, so versponnen bin ich gewesen, und hab anfangen dürfen was ich wollen hab, so war's verkehrt.«

Endlich war's um Johanni. Recht fidel is 's zugegangen im Dorf wegen den hohen Feiertag, und ich aus lauter Erwartung, war von den Fidelsten und

hab danzt wie ein Wilder, sogar mit der Vefa. Die hat mir ganz süß zu verstehen gegeben, daß für einen ehrbaren Diskurs ihr Fensterl ganz der Platz sein möcht! — Wart du, bis du schwarz wirst, hab ich denkt. Aber froh war ich, wie's endlich einmal dunkel worden ist, und im Galopp bin ich das Burgbergl hinaufgesprungen, so hat mir's pressiert.

Lang bin ich stad auf meinem Fleck da oben gesessen; die Nacht war wunderschön und warm. In die Bäume hat's gerauscht wie wenn eins über die Zupfgeigen hinfahrt mit der Hand. Ich hab zugeschaut, wie die Johannikäferln umeinandergeflogen sind und nur manchmal ein bißl gegähnt; denn das Tanzen und Laufen und das Herwarten hat mir schon angekonnt. Trotz Herzbumpern und Müdigkeit reiß ich die Augen auf soweit ich kann. Mit Sperrhölzln stemmen hätt ich sie mögen und hab's nicht bemerkt, daß sie mir ganz sacht doch zugehn — so nach und nach.

Und da ist mir's, als steht die schöne Jungfrau vor meiner und sieht mich an wie ein hinaufgeschossenes Reh und hebt die Händ vors Gesicht als eine Weinende. Mir wird's sterbensangst, und ich schnauf und rühr mich mit Händ und Füß — und richtig wach ich auf. Da hab ich, so ist mir's geschienen, noch grad was Weißes verschwinden sehn — und in dem

Augenblick schlägts auf der Kirchen drüben zwei Uhr! Da hab ich gewußt, aus ist's, und dein Glück ist verscherzt.

Indem hat's zu stürmen und regnen angehebt, kaum auf die Füß hab ich mich halten können und hab mache müssen, daß ich heimkomm! Daheim aber hab ich mir die Haare gerauft und mich einen Esel übern andern geheißn; denn wie's nun gehen wird, hab ich leider gewußt. So oft ich noch bei Tag und Nacht am Burgberg nauf bin — nie mehr hab ich's geringste gesehen. — Die Roßlacherin aber ist ganz wütend gewesen auf mich und hat gesagt: einen Menschen, den kein Schritt reut als der zu ihr, mag sie auch nimmer. Und also —

»Jetzt hörst auf mit dein Schmarrn!« — unterbrach ihn das Mädchen, das schon mehrmals Zeichen von steigender Ungeduld gegeben hatte, in weinerlich entrüsteten Ton. »Man muß ja denken, du bist wirklich narrisch oder der reinste Schwindelmeier. Einem sowas hinaufzubinden die unsinnige geträumte Liebschaft da mit einem Gespenst!«

Franz war betreten. »Aber schau, Phrosi — es ist mein Eid so gewesen — und war ja vor deiner Zeit«

---

»Das gilt ganz gleich. Die Red ist davon, daß du mittendrin sowas daherbringst, wenn man's doch gut

und ernstlich meint mit dir. Da darf's einen nicht wundern daß man alleweil spöttelnde Sprüche über dich von den Leuten einschleichen muß!«

»Laß den Leuten halt ihre Ratscherei! Die sollen uns den Buckel hinaufsteigen; ich frag ihnen auch nix nach.«

»So, heißt du das ein'n Charakter?« Die helle Stimme klang hoch und scharf. »Wenn sie unrecht hätten nachher schon — aber sich mit Recht so Sachen nachsagen lassen als wie du, das ist eine Unehr!«

»Ich bin so ehrlich als einer von der ganzen Bagasch« — widerstritt er, grollend und doch verzagt.

»Aber sie heißen dich einen Aufschneider und Lügenschüffel und zwar mit Grund« — beharrte die Eifernde, »Lügen ist doch eine Sünd — frag nur den Meßner Toni. — Und das Wort von einem Mann soll überhaupts so feststehn, daß man alle zehn Finger dafür aufrecken kann. Wie oft hast mir schon versprochen, hoch und heilig, du willst dich ändern, und jetzt muß ich sehn, daß 's wieder nix ist. Kann man da auch noch einen Glauben behalten?«

Er trat von ihr zurück. — »Geh« — sagte er erstickt — »du hast mich net lieb.«



Einen Augenblick sah sie ihn starr an, dann verbarg sie das Antlitz in den Händen und begann laut zu schluchzen. Das sei der Dank, das habe man davon, daß man sich treulich um ihn und sein Ansehn besorge. »Du bist's, der keine Lieb hat, du! Nicht einmal eine Untugend magst lassen, mir zulieb, ach Gott, ach Gott!«

— Der Anblick ihres Schmerzes nahm ihm alle Fassung, er zitterte vor Erregung — heftig umfaßte er sie. »Doch, ich will alles tun, geh, sei wieder gut!« Und immer dringlicher, immer heißer: »Hör auf, bitt schön, sei gut!«

Endlich trocknete sie ihre Tränen und schaute versöhnt zu ihm empor, mit einem gewissen Wohlgefallen, denn das Aufgeschrecktsein aus seiner träumerischen Weichheit kleidete ihn trefflich. »Also recht: ich glaub dir's und getröst mich, du willst die Dummheiten lassen« — fragte sie aufatmend, — »gelt, dasmal ist's für gewiß?! ich verlaß mich drauf, daß du von jetzt ab bloß auf eine Arbeit schaust und machst, daß ich keins mehr verspotten oder verachten darf! Wenn du magst, kannst du schon gescheit sein. Denn das sag ich dir: fangst mir nochmal mit solche Geschichten an, nachher ist's aus mit uns!«

»Mein Wort drauf: ich halt's,« — versicherte er. Nun blickten ihn ihre Augen wieder freundlich und

verheißungsvoll an wie ehemals; aber seiner Bitte, ihn noch ins Haus zu begleiten, widerstand sie dennoch. »Das tät sich nicht schicken« — meinte sie — »und meine Urlaubszeit ist auch herum. Behüt dich Gott, Bub, du mein Braver!«

So schieden sie in Eintracht. Im Davongehen dachte Phrosi noch betrübt darüber nach, wieviel Mühe sie doch habe, aus diesem hübschen und gutartigen Manne einen ordentlichen Menschen zu ziehen. Aber sie warf mit einer eigensinnigen Bewegung den schmalen Kopf zurück: sie würde es schon durchsetzen. Denn sie gehörte zu der kleinen Schar derer, denen im Leben alles wohl hinausgeht.

\* \* \*

Franz Brugger fand sein armseliges Heim sehr lichtlos, nachdem sein hellhäutiger Schatz ihn verlassen hatte. Er hing von Grund seiner Seele an ihr; sie machte sein ganzes Besitztum auf Erden aus. Einmal bewunderte er in ihr die Verkörperung aller Eigenschaften, die ihm fehlten; zugleich konnte er sich nicht satt sehen an ihrer Schönheit und Zierlichkeit, durch die sie unter all den plumpen Dorfdirnen als etwas Besonderes hervorstach. Und die Hauptsache: sie war das erste Geschöpf, das ihm

aus freien Stücken mit rechter Zärtlichkeit entgegenkam. Er wußte seitdem, wie er zuvor daran gedarbt hatte.

Um es ihr zu vergelten, beschloß er, sich fortan ganz nach ihrem Willen zu modeln. Das war sein fester Vorsatz; allein die Ausführung erwies sich furchtbar schwer. Mit heimlichem Schrecken gewahrte er, daß es sein eigenstes Wesen war, das er wie eine üble Gewohnheit abstreifen sollte.

Er brauchte nur, bei der Arbeit sitzend, einen flüchtigen Blick durchs Fenster zu tun, da formten die dahinziehenden Wolken oft so mancherlei Gestalten, von geflügelten Kindern bis zu allerhand Tierfratzen und riesenhaften Männern, die miteinander kämpften. Er fuhr zusammen, wenn er dann merkte, daß die Bewegung seiner Hände sich verlangsamt hatte, und starrte absichtlich vor sich nieder. Aber nun fielen ihm Bruchstücke ein von Geschichten, die er gehört oder erdacht hatte — er mußte sie fortspinnen und konnte nichts gegen das Vergnügen, das er dabei empfand. Aber häufig leimte er während dessen etwas schief aneinander oder versah sonst etwas, so daß er doppelte Arbeit hatte.

Mit aller Willenskraft zwang er sich, den gefährlichen Hang auszurotten und namentlich nie mehr ein dahingehöriges Wort verlauten zu lassen. Er

bemühte sich, stumm und fleißig wie die meisten Dörfler dahinzuleben und zuletzt gelang es ihm leidlich, wenigstens nach außen. Er sparte auch, gleichfalls seiner Natur entgegen, denn im Grunde machten ihm, wenn er nicht goldene Reichtümer sein nennen konnte, ein paar Pfennige mehr oder weniger nichts aus. Aber die Phrosi lobte ihn für jeden solchen erübrigten Pfennig, wie auch dafür, daß er in seinen Mußestunden, nach ihrer Anleitung, sein Gartenfleckchen umgrub. Er mußte es von Unkraut säubern, damit Platz für ein paar richtige Gemüsebeete werde; und während Phrosi sich im voraus der eigenen Kartoffeln und Bohnen erfreute, dauerte ihn insgeheim das arme bunte Unkraut, das immer seine liebste Augenweide gewesen war.

Die Gewalt, die er sich antat, blieb indes nicht unbelohnt; sein verändertes Wesen und Hausen wurde rühmend bemerkt. Manche freilich zweifelten, daß es Bestand habe, zum Beispiel der Meßnertoni und die Roßlacher-Vefa, die seit der Kühle, mit der Franzl ihr Wohlgefallen erwidert, ihn stets die ganze Schärfe ihrer geschliffenen Zunge fühlen ließ. Andre jedoch sprachen sich zuversichtlich aus: da sehe man wieder, was ein tüchtiges Frauenzimmer über einen Mann vermöchte! Solche Reden gingen der Phrosi ein wie Honigseim; sie trug ihr Madonnenköpfchen

hoch in dem stolzen Bewußtsein, sich nicht nur einen musterhaften Ehemann zu gewinnen, sondern sich noch eine Staffel in den Himmel zu bauen durch das segensreiche Werk, das sie an ihm getan.

Sie fand, der Franzl müsse nun auch für seine Umwandlung sichtlich geehrt werden und schickte ihm Botschaft: den nächsten Sonntag könne sie leider nicht abkommen — deshalb möge er sie im Hause der Verwandten heimsuchen — sie würden sich freuen.

Das hatte er, in Anbetracht der feindlichen Gesinnung der Wirtsleute gegen ihn, noch nie gedurft; darum war die Einladung so gut wie ein vorläufiges Aufgebot! Er tat einen Freudenjauchzer, den ersten seit langer Zeit, und richtete sich, als der Sonntag herangekommen, nach besten Kräften her, um der Braut keine Schande zu machen

Der Wirt empfing ihn von oben herab, die Wirtin aber freundlich. Die Phrosi, hübscher und säuberlicher als je, bewillkommnete ihn mit züchtiger Holdseligkeit, deckte eine blendend weiße Serviette vor ihm auf und setzte sich selbst neben ihn, so oft sie in der Wirtschaft entbehrlich war. Die anwesenden Gäste, meist Ortsgenossen, gönnten nicht alle dem Franz sein Glück, aber angesichts der Tatsache verhielten sie sich beifällig, tranken dem

Paare zu und machten anzügliche Scherze über die demnächstige Hochzeit. Phrosi errötete schamhaft, Franz strahlte. Er kam sich vor, als sei er ein Prinz geworden über Nacht.

So war alles eitel Friede, da ging die Tür auf, und ein Trüppchen fremder Herren trat herein. Es waren Freunde des Praktikanten, die ihn besucht und unter seiner Führung einen Ausflug gemacht hatten. Sobald er sich mit den Seinen niedergelassen, entdeckte er Franz Brugger und begrüßte ihn, erfreut und erstaunt, ihn hier so wohl aufgenommen zu sehen. Er beschloß sogleich, den bisher Unterdrückten zur Lehre für die andern etwas auszuzeichnen. Demgemäß beglückwünschte er zuerst die Phrosi freundlich; dann klopfte er dem Franz kräftig auf die Schulter und stieß mit ihm an. Die Bauern rissen die Augen auf — der Wirt sagte mit sauersüßer Miene: »Ja, unser Herr Praktikant, das ist soviel ein gemeiner Herr.«

Franz fühlte sich nachgerade so gehoben, daß nicht einmal das Verschwinden Phrosis, die draußen für die mancherlei Bedürfnisse der Neugekommenen zu sorgen hatte, seine Seligkeit verminderte. Die ungewohnte, allgemeine Gunst versetzte ihn in einen rauschähnlichen Zustand; aus seinem Innern quoll es freiheitslustig empor wie zurückgedrängte Quellen.

Ganz unvermittelt rief er dem Wirte zu, »Wildauer, schneid kein so hoffärtig's Gesicht! Denn der Hochmut is die erste Sünd gewes'n, die vom Luzifer, wie er dem Herrgott nimmer hat zu Füßen sitzen mögen.« — Der Wirt sah zornig drein; ringsum aber lachte man. Einige stießen sich bedeutsam mit den Ellenbogen, denn sie sahen, daß bei Franz allerhand im Anzuge sei. Eben hatte einer der städtischen Gäste sein verlangtes Essen erhalten und begann etwas hastig das Vertilgungswerk.

»Nur Zeit lassen!« — riet ihm Franz. »Wenn S' die Beindl verschlucken, ist's eine z'widere Geschicht!« — Da jener nur nachsichtig lächelte, fuhr er fort: »Ja, glauben S' mir: einmal hab ich auch eins verschluckt. Auf der Wanderschaft ist's gewesen; müd war ich und sitz nieder in einem Wald — da kommt ein fremdes Weibsbild daher und hat eine Geiß am Strick. Sie hockt sich hin zu mir und — ›Hättst an Hunger?‹ — fragte sie mich. Ein Christenmensch soll net lügen, also sag ich Ja! Darauf so sagt das Weibsbild: ›Magst mithalten — jetzt wird aufkocht‹ — und eh ich mich recht besinn — packts ihre Geiß am Hals, sticht s' ab und tut s' häuten. Erst hab ich grad so geschaut, dann hilf ich ihr und so haben wir ein Feuer gemacht, einen Ast sauber abgeschält und des Vieh dran gebraten. ›Aber daß du mir kein Beindl

verschluckst!< — hat sie mir angeschafft, wie 's Essen fertig war. Ich bin so gescheit gewes'n und hab mein Maul halten; denn was das für eine war, hab ich schon gedacht — alt und verdächtig genug hat s' hergeschaut. Also wir essen, bis wir genug haben — und wie der Satan will, bleibt mir doch ein Beindl im Hals stecken, ganz ein kleins, und ich trau mir nix sagen und würg's hinunter. ›Bist satt?< — fragt die Hex und ich sag ja. Darauf nimmt sie die Beindl'n, die wir allesamt sauber abgenagt und vor uns hingelegt haben, vom Boden auf und wickelt s' in ein Tuch und murmelt allerhand Sprüch dazu. Herrschaft, da steht meiner Seel die Geiß wieder da, so dürr und checkig wie zuvor. Bloß am linken Vorderhaxen hat sie ein bißl gelahmt. — ›Was ist jetzt daß — sagt die Alte — mir scheint, du hast doch ein Stückl Bein mitgessen? — Müßt rein per Zufall gewesen sein< — sag ich — da hat sie so boshaft gelacht und gesagt: ›Von mir aus — jetzt gespürst du halt das Beindl in dir, so lang meine Geiß am Leben ist.< — Und damit hockte sie sich auf die Geiß 'nauf und die hatscht mit ihr davon. Aber recht hat s' gehabt: hundertmal bei Tag und Nacht hat mir's im Gedärm drin wehtan wie ein spitziges Messer, als ob das Beindl sich umkehrt in mir. Zwei Jahr vielleicht



hab ich jetzt einen Ruh — das Rappenviech wird wohl derzeit krepirt sein.«

Die Stadtherren lachten, die Bauern desgleichen, aber mit geringschätzigen Mienen. Da sie ohnehin der Ansicht waren, daß die »Herren« jederzeit über sie zu spotten geneigt seien, verdroß sie die Art Franz Bruggers, sich zum Spaßmacher für jene herzugeben. »Er schneidt halt wieder einmal auf« — sagte der eine. »So ein Tepp!« sagte der andre. Während der Geschichte war Phrosi hereingekommen, hatte, sich verfärbend, zugehört und dann schnell wieder das Gastzimmer verlassen.

Franz aber, einmal im Zuge, fuhr unermüdet fort, die drolligsten Geschichten zu Markte zu bringen und die Anwesenden, zumeist die, welche dazu scheel sahen, auf neckische Weise hineinzuverflechten. Die Einfälle strömten ihm nur so zu; und je mehr krauses Zeug er schwatzte, desto wohler ward ihm, als hielte er sich schadlos für langes Fasten. Dem Praktikanten däuchte es fast zuviel; doch seine Gefährten unterhielten sich köstlich. Nach und nach verließen die Dörfler die Stube; einige gingen in die Küche, Phrosi aufzusuchen, die mit geröteten Augen und geschlossenen Lippen darin wirtschaftete. »Du, der deinige spielt sich auf. Jetzt weiß man nicht, halt't er die Herren für'n Narr'n oder sie ihn!«

Der Eggmaier-Vestl, der vor einer Weile gekommen war und neben der Herdbank lehnte, meinte anzüglich: »Weißt, eine scheckige Pfoad (Kleidung) muß ihm machen lassen, daß er dadrin seine Spassetln treibt. Dann verdient er dir zum wenigsten ein Geld, der Affenschwanzl!«

»Meine Ruh laßt's mir!« — stieß das Mädchen, gegen ihre Gewohnheit, schrill hervor. Darauf wurden die andern doch still und schoben sacht zur Küche hinaus.

Die Ausflügler mußten schließlich auch, wenn schon ungern, der Heimkehr gedenken. Zum Dank für die gehabte Kurzweil hielt einer von ihnen, ein freundlicher Herr mit goldgerändertem Zwicker, eine sehr geistvolle Rede über die kunstlos aber unermüdlich schaffende Volksphantasie. Leider wurde er von dem Franzl, dem es galt, nicht ganz verstanden. Dann zog die Gesellschaft vergnügt von dannen.

Als Franz gleichfalls aufbrechen wollte, war von den Hausleuten niemand zu sehen; selbst in der Küche draußen fand er nur mehr die Magd. Da er aus der Türe trat, sah er Phrosi hinter der Hausecke stehen; augenscheinlich hatte sie seiner gewartet. »Das ist g'scheit« — er streckte froh die Hand nach ihr aus — »jetzt kann ich dir noch Pfüat Gott sagen.«

»Ja« — sagte sie, und ihre Stimme war fremd und kalt wie der Ausdruck ihres Gesichtes — »jetzt sag'n mir Pfüt Gott! Von mir aus brauchst nimmer kommen.«

War das Spaß oder Ernst? — Er taumelte, als hätte man ihn mit einer Axt vor den Kopf geschlagen. »Aber — was hab ich denn getan?«

»Dein Wort hast gebrochen — langt das net? Du willst einen nie mehr blamiern mit deine unsinnigen, verlogenen Redereien — hast mir versprochen gehabt, und heut« —

»Phrosi, ich bitt dich um tausend Gottswillen« — fast verschlug die Aufregung ihm die Sprache — »weil mir so ein paar Dummheiten über die Zung gelaufen sein, grad ausnahmsweis in der Fidelität« —

»Nix ausnahmsweis« — schnitt sie ihm das Wort ab. »Die Gewohnheit ist stärker wie du, das kenn ich ein. Und wenn's über dich kommt, dann machst du einem jeden den Hofnarr'n, der dir ein Bier zahlt. Das haben die andern allesamt auch gesagt. Ich tu dir's weiter nicht vorwerfen; ich seh, du kannst nimmer anders — bloß aus sein muß 's mit uns zwei.«

»Jesus! Traum ich denn? Aber das kann doch, um alles, dein letztes Wort net sein! Mich fortschicken z'wegen so was, wo ich nix und niemand hab auf der Welt wie dich!«

Ihre Wangen waren sehr blaß — sie verschlang die bebenden Finger ineinander. »Ich mag mich net schämen,« — warf sie ihm herb ins Gesicht. »Schon als kleins Dirndl hab ich mich schier zerkränken können über einen Fleck oder Riß im Gewand, den jemand beredt hat. Nein, laß mich gehn!« — Er hatte ungeschickt, wie ein Ertrinkender, nach ihren Armen gehascht, um sie festzuhalten. Aber sie wand sich los. Den Verlobungsring, den er ihr gekauft, ein armseliges dünnes Reifchen, zog sie vom Finger. — »Da hast ihn! Einen Mann will ich, mit dem man eine Ehr aufhebt, keinen — keinen so Hanswurstent!«

Sie hielt ihm den Ring hin, doch er griff nicht danach. Da machte sie kehrt und eilte ins Haus zurück. Der schmale Reif blinkte vor Franzls Füßen im Sande; er bückte sich und hob ihn auf. So stand er lange, gedankenlos das Ringelchen in der Hand wiegend — er war wie betäubt. Unwillkürlich kam ihm ein Wort seiner Mutter zu Sinne. — »Wie's halt sein will.« — Bei jedem Fehlschlag pflegte sie es im Munde zu führen, ergeben in das Schicksal, das sie nun einmal nicht zum Glück bestimmt hatte. »Wie's halt sein will« — sprach Franz vor sich hin — und erst beim Klange seiner eigenen Stimme erwachte er zum Bewußtsein, daß alles vorbei und er allein war.

\* \* \*

Anfangs hegte er dennoch Hoffnung. »Sie war in der Hitz — sie besinnt sich schon noch« — tröstete er sich und suchte ihr überall aufzulauern, um sie zu versöhnen, Aber so hartnäckig er sich in der Nähe ihres Hauses herumtrieb — es gelang ihm nicht, sie zu sehen. Sie vermied ihn, und beim sonntäglichen Kirchgang schritt sie zwischen den Verwandten, den Kopf zur Seite wendend, falls sie ihn in der Ferne erspähte. Einen Brief, den er mit schwerer Mühe verfaßt, hatte sie ihm zurückgesandt. Trotzdem harrte er und hoffte und wollte nicht glauben an seinen Verlust.

Allmählich nur wie durchsickernde Tropfen drang die Erkenntnis des Unwiderruflichen in ihn ein. Und in dem Maße als sie wuchs, fiel der Zwang von ihm ab, den er aus Liebe sich auferlegt hatte. Er rührte kein Werkzeug mehr an, ließ seinen äußeren Menschen verwildern und in die alte Verkommenheit zurücksinken wie seine nächste Umgebung. Im Garten trieb das nicht mehr ausgerodete Unkraut neue Schößlinge und überrankte, überblühte die Anfänge von Phrosis versprechender Küchenpflanzung. Franz schaute dem gelassen zu — einmal bloß fühlte er sich erinnert, daß das Grab der

Seinigen auf dem Kirchhof nicht minder vernachlässigt aussähe. Da raffte er ein paar Setzlinge schöner, bunter Gewächse zusammen und ging damit auf den Friedhof. Während er die Gräber von Nesseln reinigte und neu anpflanzte, kam der Meßnertoni aus der Kirche, der ihn alsbald in gemessenem Amtston fragte, was er da treibe. Franz streifte ihn mit einem flüchtigen Blick und versetzte: »Farrnsamen tu ich säen — wenn der auf einem Grab wächst, kann man Geister damit beschwören!«

Der Meßnertoni entrüstete sich und verkündigte des Burschen ruchlose Antwort alsbald im ganzen Dorf. Es entstand ein großes Hin- und Herreden, ob der Franz einfach geprahlt habe oder gar auf böse Künste sinne, um der Phrosi etwas anzutun. Aber das Wahrscheinlichste schien, daß er vollends hirnrissig geworden sei; wenigstens wurde dies durch sein übriges Tun und Treiben bestätigt. Wer bei ihm anklopfte, fand die Tür verschlossen, und von den Nachbarn hatte keiner sein Gehen und Kommen gewahrt. Das machte: er verließ, um allen bekannten Gesichtern auszuweichen, schon vor Tau und Tage sein Heim und trieb sich weit draußen herum. In Bergen und Wäldern, manchmal nur mit einem Stück Brot in der Tasche. Während dieses planlosen Schweifens spielten sich in seinem Kopfe allerhand

wilde, leidenschaftliche Begebenheiten zwischen ihm und der Phrosi ab. Gewaltsame Entführung — Großtaten und Glücksfälle, durch die sich das Blatt zu seinen Gunsten wandte; mit solchen Hirngespinsten täuschte er sich über seine Ohnmacht weg.

So weilte er auch einmal tief zwischen den von Sonnenflecken gesprenkelten Fichtenstämmen und sang für sich ein trauriges Lied, das die Großmutter ihm gelehrt. Es handelte von einer Mordtat, die ein Bursch im finstern Walde an seinem untreuen Schatz verübt hatte; unwillkürlich kam es ihm jetzt zu Sinne:

»Den ersten Stich gab er ins Herz hinein,  
Den zweiten Stich — verschon doch mein! —  
Vor lauter Weinen und Gottesfurcht  
Konnt er sie nicht begraben.« —

»Was singen Sie denn da für Zeug?« — redete eine bekannte Stimme von rückwärts ihn an. Es war der Rechtspraktikant, der sich unterwegs befand, um die Stätte eines Waldbrandes zu besichtigen und durch den Gesang aus eben diesem Munde unbehaglich berührt worden war. Er hätte nicht zu besorgen brauchen, daß die Worte des Liedes den Franz zur

Nacheiferung anreizen könnten. Der Franz war kein Tatmensch.

Beim Nähertreten erschrak der Praktikant im stillen nicht wenig über seines alten Bekannten schlimm verändertes Aussehen. Den Grund davon wußte er; der Klatsch der Gegend hatte ihm die Kunde des zurückgegangenen Verlöbnisses bereits hinterbracht.

»Schlecht schauen Sie aus, wissen Sie das?«

»Passiert schon, Herr Doktor« — gab Franz gleichmütig zurück. Für ihn war jeder Studierende ein Doktor. Der andre spielte vorsichtig auf das ihm Geschehene an, wozu Franz nur äußerte: »Ja, 's Unglück hat an schmalen Fuß — den schiebt's leicht wo hinein.« Nun meinte jener ein gutes Werk zu tun, indem er dem Verlassenen seinen Verlust verkleinerte. Er setzte ganz offen auseinander, welchen Eindruck er von der Phrosi gehabt hätte; er halte sie für eine kalte Person, so eine, die mit der Uhr in einer und der Kleiderbürste in der andern Hand geboren wird. Franz hörte ihm schweigend zu, nickte sogar ein paarmal. Erst am Schlusse sagte er, in einem sonderbaren abwesenden Ton. »Schon, Herr Doktor, aber die Sach is halt so. Wenn alles hin ist, hat einer das sorgenfreiste Leben. Denn mehr kann



ihm nimmer genommen werden — kann nimmer.  
Kann nimmer« —

Plötzlich brach er ab und warf sich vornüber auf den weichen Moosboden hin. Sein ganzer Körper schütterte in einem hohlen trockenen Schluchzen. Der Praktikant stand ratlos neben ihm — aber schon hatte Franz sich von selbst wieder aufgerichtet und sah ihn nachdenklich an, während er mit linkischer Gebärde sich die Schläfe rieb. »Herr Doktor, bitt schön, glauben Sie, daß einem was angewunschen sein kann? Wissen S', ich mein soviel wie aufgesetzt?«

Der junge Mann erriet, es handle sich um etwas wie Vorherbestimmung und versetzte, er glaube nicht daran. »Das heißt, ich glaube, daß jeder seine Bestimmung hat und daß das Unglück davon kommt, daß sie nicht erkannt wird, von einem selbst oder den andern.«

»Meinen S'? Ja, unsereins hat halt nur einen Bauernverstand, aber manchmal sinniert man doch, ob alles sein muß wie's ist. Schauen Sie, wenn's einem so geht: wo ich bin, hab ich nix und mag mich niemand, und überall kann ich net sein. Wie verhext ist's, daß ich mich verzappeln darf vor Gutmeinen und Abmühen; und doch heißt's: ich bin selbst schuld, daß mir nix gerat. Und ich kann aus meiner

Haut net heraus. Am End mach ich die Weltreis doch noch.«

»Seien Sie ein Mann! — Es wird schon recht werden,« — riet der wohlwollende Tröster und setzte seinen Weg fort, da er keine Zeit mehr zu verlieren hatte. Aber im Herzen empfand er sehr deutlich das eigentliche Mißgeschick Franz Bruggers, das ihm schon an jenem Nachmittag im Wirtshaus klar geworden war. »Der arme Kerl hätte in andrer Umgebung geboren werden müssen« — dachte er.

Des Abends stahl sich Franz Brugger nach Hause, aber es glückte ihm nicht, ganz ungesehen durchzuschlüpfen. Zu Anfang des Dorfes überholte ihn eine etwas kugelige Gestalt mit auffallend kleinem Kopfe — es war der Eggmaier-Vestl. Eine Annehmlichkeit mußte ihm widerfahren sein, denn sein rotes Köpflein glänzte vor Selbstgefühl, als er dem Franz im Vorbeieilen zurief: »Hörst, mit nächstem kannst mir auf die Hochzeit gehn — eingeladen bist!«

»So, so« — entgegnete Franz zerstreut und sah über ihn weg, während der andre, vor Lachen herausplatzend, machte, daß er davonkam.

Am nächsten Feiertage verkündete der Pfarrer von der Kanzel den Sylvester Eggmaier und die Euphrosine Strobl als Brautleute. Niemand

verwunderte sich darüber. Soviel Liebe, als ihr gleichmäßig schlagendes Herz aufbringen konnte, hatte die junge Ortsschönheit für Franz gehegt. Nun es ihr damit nicht nach Wunsch gegangen und die Anstalt zur Heirat einmal getroffen war, griff sie nach der bestmöglichen Versorgung, die sich bot. Die allgemeine Ansicht bekräftigte, daß es eine vernünftige, sich wohl schickende Partie sei. Es gab nur sehr Wenige, die einen barmherzigen Gedanken für den Verstoßenen übrig hatten und herumrieten, wie er es etwa aufnähme.

Trotz seiner Abgeschlossenheit hatte ihn die Kunde des Geschehenen alsbald erreicht. Von Stund an war er erst recht unsichtbar, rein wie vom Erdboden verschwunden. Da es genug andres zu bereden gab, so entstand kein großes Kopfzerbrechen darüber. »Er hat halt keine Schneid,« — hieß es verächtlich, und man ließ ihn seiner Wege gehen.

\* \* \*

Der Hochzeitstag des Vestl und der Phrosi war herangekommen, ein Tag des Verderbens für unzählige Kälber, Schweine und Hühner. Denn die Wildauerschen, die das Hochzeitsmahl bei sich ausrichteten, gedachten ein Essen herzustellen, das

alle Teilnehmer noch drei Wochen nachher im Magen gespürten. Bei dieser Gelegenheit, wie bei der aufs beste und reichlichste beschafften Ausstattung sollte dem alten Eggmaier gezeigt werden, daß, wenn er sich viel einbilde auf sein schönes Geld und Sach, die Braut ihrerseits auch nicht »auf der Brennsuppen dahergeschwommen« sei.

Die Macht- und Prachtentfaltung von beiden Seiten nahm denn auch ihren ungestörten Verlauf, und der Trauungsakt war in erbaulichster Weise vollbracht worden. Die Hochzeitgäste saßen im Wirtshause beim Gelag, das neue Ehepaar nebst Verwandten und Honoratioren an einer Tafel in der Mitte, die Fernerstehenden an kleineren Tischen umher. Tür und Wände prangten mit dicken Girlanden aus Taxen (Tannenzweigen); der fast überwältigende Speisezettel der Wildauerin war bereits zur Hälfte erledigt, wodurch die Stimmung aus dem Feierlichen immer mehr ins Behagliche gedieh. Auch Trinksprüche waren schon gehalten worden, die jedoch allgemein das Bedauern wachriefen, daß der Meßnertoni, der ganz herzerührend schön reden konnte, nicht zugegen war. Leider hatte einige Tage vor dem Ehebündnis, das er eifrig befürwortet, ein Schlaganfall ihn hinweggerafft.

Da wurde, ohne vorheriges Anklopfen die Klinke herabgedrückt — ein Mann trat herein! — Die Phrosi, die bisher voll beschaulicher Anmut dagesessen, hätte beinahe vor Entsetzen ihr Glas umgeschüttet auf ihr Hochzeitskleid. Wie konnte der Franz sich getrauen, zu ihrer Hochzeit zu kommen, in seinem gewöhnlichen Aufzug, mit kaum vernehmlichem Gruß!

Es war ein peinlicher Augenblick — dem alten Eggmaier schwoll die Zornader. Er sprach aufgebracht von Frechheit und von Hinauswerfen, wogegen Franz einwandte, daß er ja eingeladen sei. Da mußte der Vestl, wenn schon ungern, zu seinem Worte stehen und dem sonst gefürchteten Vater gegenüberreten mit der großmütigen Erklärung, er habe den armen Hascher doch ein bißl entschädigen wollen. Und die Wirtin ihrerseits fügte hinzu, an so einem Tag dürfe man nicht so nötig sein und sich nicht lumpen lassen; ihr wenigstens gelte es gleich, ob noch ein Mitesser mehr sich einstelle.

Sie sorgte dafür, daß irgend ein Gutmütiger an einem Nebentische zur Seite rückte und dem Franz Platz machte. So schien das Ärgernis beseitigt, zumal der Eindringling sich still und unauffällig betrug. Die Umsitzenden hatten es nicht schwer mit ihm, konnten aber ebensowenig den Grund seines Kommens

einsehen, da er sich wie ein ganz Unbeteiligter verhielt und auch die Speisen kaum anrührte. Als die Gesundheit des Brautpaares ausgebracht wurde, stieß er sogar mit an, freilich ohne zu trinken. Ein Blick flog dabei hinüber zum Sitze der Braut, aber ein Riesenstrauß von den farbigsten Blumen, der vor ihr stand, verbarg ihm ihr Gesicht.

Allmählich vergaß man Franzls Gegenwart, und die vorige Unbefangenheit kehrte zurück. Die wein- und bierfrohen Burschen begannen zu jodeln, zu singen, allerhand saftige Witze auszutauschen. Endlich konnte sich's einer auch nicht länger versagen, den schweigsamen Gast zu hänseln. — »He du, Franzl,« — schrie er ihn an — »gesteh's: wo hast so lang gesteckt?« — Franz Brugger hob den Kopf und versetzte: »In der Höll.«

Die verblüffende Antwort ließ eine kurze Pause entstehen. Alles reckte die Häse nach dem Sprecher. Wenn der Meßnertoni noch gelebt hätte, würde er den Scherz für gottlos erklärt haben! — Der Bräutigamsvater sagte wegwerfend: »So eine Dummheit!« — Aber mit einem seltsam funkelnden Blick sah der Franz ihn an. »Wie willst es du wissen, Eggmaier« — fragte er langsam — »ob ich nicht in der Höll gewesen bin?«

Eine fast unheimliche Überzeugungsgewalt lag in seinen Worten, so daß es manchen Hörern, besonders Frauen, leicht über den Rücken rieselte. Sie suchten daher das Gespräch abzulenken; der kecke Gast von vorhin aber, der sich einen Hauptspaß davon versprach, den Franz in Schuß zu bringen, rief dazwischen: »Geh, sei net so fad — verzähl davon! Wenn du wirklich drunt gewest bist, wirst wohl was verzähl'n können — oder net?« — »Das verlang dir lieber nicht« — bemerkte Franz nachdrücklich.

Jedoch war nun die Neugier bei mehreren erweckt, sie lärmten durcheinander, der Franz solle nur losschießen und eine Gaudi zuweg bringen helfen. »Also meinethalb« — sagte Franz plötzlich trockenen Tones — »mir ist's recht — und wenn's Euch nachher nimmer recht ist, könnt's Euch ja einbilden, es wär nicht wahr — dann macht's nix.«

Er rückte sich auf seinem Stuhl zurecht, sah mit halbgeschlossenen Lidern gerade vor sich und begann:

»Weil's mich dahier nicht so recht gefreut hat, hätt ich mich verändern mögen und bin fortgegangen. Drei Tag war ich am Weg, da bin ich verirrt und in eine große Wildnis gekommen, kurz vor der Nacht. Da war nix Lebendiges weit und breit, und still war's, wie im Grab drin, rein zum Fürchten. Und wie man

um eine Schneid zu zeigen, halt tut, hab ich etlichemal gejuchzt. Darauf so juchzt ein anderer irgendwoher, viel greller wie ich. Das hat mich verdrossen, und ich juchz noch so ein, zwei, dreimal. Er aber bleibt mir nie nix schuldig. ›Un wenn's der Teifl war, i tat dermit!‹ — schrei ich in mein Zorn. Da hat's schon so scharf hinter meiner gejuchzt, daß mir die Ohren gehildert haben — und wie ich mich umdreh, richtig, steht er da!«

»Alle heiligen Nothelfer!« — schauderte eine Brautjungfer.

»Tu nur zulosen! Ganz wie er gemalen wird, hat er ausgeschaut, der Hörndlete, und ›jetz kannst nimmer aus, jetz wird g'rauft!‹ — hat er mir zugeschrien. Ich hab mein bestes tan, dürft's mir glauben; aber gegen den kannst ja net aufkommen! Am Boden hingeschmissen hat er mich, daß mir's Feuer aus die Augen g'sprungen ist — und da war ich der Besiegte und hab seinen Willen tun müssen!

Er hat mich fortgeschleift durch die Wildnis und schließlich unter die Erden hinunter über eine langmächtige Stiegen, bis daß wir vor ein eisernes Tor kommen sind. Das ist's Höllentor gewesen. ›Jetzund paß auf‹ — hat der Schwarze zu mir gesagt — ›bei uns da herunt geht ein Torwartl ab, — und wir brauchen sehr notwendig einen, weil doch soviel



Leut kommen. Also muß du uns fortab den Torwartl machen — das ist die Straf für deine vermessene Red von vorhin.<

Was hab ich machen wollen? Ich hab's annehmen müssen! Aber die Sachen, die ich gesehen hab in der Höll — meine lieben Leut, die Grausbirnen könnten einem aufsteigen! Net nur, daß alles voller Verdammte war, mehr als Schnecken nach einem Regen, — auch schon hergericht't worden is für die, die wo noch haben kommen sollen. Und bei die einen wie die andern sind fein etliche gewest, die ich gut kennt hab, lauter Leut aus unsern Ort.«

Nach und nach hatten fast alle Köpfe sich nach ihm gedreht und lauschten ihm voll gruseliger Spannung. Franz Brugger goß ein vor ihm stehendes Glas auf einen Zug hinunter und fuhr fort:

»Da war Euch eine Riesenflasch'n — die hat fürn Wildauerwirt gehört; da drin wollten s' ihn in heißem Spiritus ansetzen. In den Spiritus, den er immer in sein Wein schütten tut — ja! Und die Roßlacher-Vefa, die Hauptratsch'n, die ehrabschneiderische — was meint's wohl? Für die haben s' einen Maulkorb mit Zungenbandl in der Glüh gehabt — bereits ganz weiß is er gewes'n. Die kann sich freuen, bal's hinunterkommt. Und dicht bei mein Portierhäusl, da war ein Schuppen da is ein Wagen gestanden, mit

Kissen von Igelfell und Fußboden mit Eisenstacheln, der war noch net ganz fertig un es is dran baut worden. Fürn Eggmaier-Vestl, den Protzenlackl wär er bestimmt — hat ein kleines verträuliches Teuferl mir verraten. Da hat mich der Eggmaier derbarmt, weil wir doch als Buben gut bekannt war'n miteinander, und alle Abend im Vorbeigehn hab ich einen englischen Gruß und ein paar Vaterunser bet't, worauf der Wagen mit einem lauten Rumpfer zusammenbroch'n is. Die Teufel hab'n allemal ein Mordswut gehabt und net begriffen, wie das zugeht. Eines schönen Abends nachher, da war große Gaudi und ein Gewimmel wie in einem Bienenkorb. Der alte Satan is hergangen zu mir un hat g'sagt: »Du, daß du fein Haus hüten thuast!« — hat er g'sagt — »wir müssen auf d' Erd allesamt den Meßnertoni abholen — so einen Hauptkerl hamm wir lang schon nimmer g'habt. Tu deine Glotzaugen auf, du ruppiger Bauernrammel; sonst, wenn ich heimkomm und was passiert is, dreh ich dir's G'nack um.« »Abwarten und Zeitlass'n« — hab ich mir denkt. Wirklich sind s' alle abg'schoben und ich bin allein g'west. »Jetzt heißt's g'schwind sein« — sag ich zu mir und pack meine sieben Zwetschgen z'samm. Von drin aber hab ich in einfort das Getu und Geplärr von die armen Seelen hören müssen, das is mir doch zu Herzen gangen.

»Hallo, Ihr Fretter!« — schrei ich hinein — »der Weg is frei, macht's Euch durch, wann's könnt's!« — Hsch — hast mich g'seh'n, — wie ein Sturmwind raschelt's, flüstert's und fliegt auf — schier an d' Wand hätt'n s' mich druckt — so hastig sin s' vorbeigewutscht an mir. Aber ich stell mich mitten vors Loch und tu die Arm voneinanderspreiten. »Umsonst ist nix« — sag ich — »was für mich ausrichten müßt's schon, wenn Ihr unter die Leut kommt!« Und ich hab gespannt: sie horchen auf mich. »Paßt's auf« — hab ich ihnen angeschafft — »da ist eine, die is so tugendsam und brav, daß ihr kein Platzl gericht't ist da herunt, und doch hat sie alle sieben Peinen verschuld't an mir. Zu der müßt's gehn und ihr nimmermehr eine Ruh lassen und« —

Weiter kam er nicht. Schon während des letzten Teils seiner Geschichte war unwilliges Gemurmel laut geworden — das verstärkte sich jetzt, als er unterm Einfluß der Erregung und des Weines die Stimme erhob, zu drohendem Aufbegehren.

»Still bist!« »Ob's d' aufhörst!« — ward ihm zugeschrien — die Mehrzahl, vorab der Hochzeiter, war aufgesprungen und rückte ihm zu Leibe. Es war ihnen, als müßten sie in ihm sich einer unsichtbaren feindlichen Macht entgegenstemmen, so standen sie unter dem Banne der Erzählung.

Ein wilder Tumult entstand: die Eggmaierischen und ihr ganzer Anhang drangen mit Schlägen auf Franz Brugger ein, um ihn zu vertreiben. Nur ein paar Mitleidige, die von seinen Worten auf andre Weise bewegt waren, suchten ihm beizustehen und ungekränkt hinauszuhelfen. Im Nu hatte der aufgeschmückte Saal sich in ein Bild der Zerstörung verwandelt; Stühle fielen polternd um, Geschirr flog zerschmetternd auf den Boden — ein Gewirr kreischender tobender Stimmen erfüllte den von Speisendunst und Rauch trüben Raum. Jemand stieß an den Tisch — da stürzte das Gefäß mit dem Hochzeitsstrauß über den Tischrand nieder. Aus dem Gedränge seiner Gegner heraus schaute Franz Brugger herüber und erblickte die Braut, die geduckt da saß, ihr verstörtes Antlitz mit einem feinen Taschentuche verhüllend. Er hatte sich ohnehin nur lässig gewehrt; die eigentliche Wut war ihm zergangen, nachdem er seinem Herzen Luft geschafft. Und als er Phrosi jetzt so vor sich sah, wie sie sichtlich wünschte, in die Erde hineinkriechen zu können, sanken ihm vollends die Arme herab; er lächelte, fast mit Befriedigung.

Diesen Augenblick benützte der Vestl, um mit Hilfe anderer den Franz von rückwärts anzurennen und fest um den Leib zu packen Die List gelang; der

Franz rang vergeblich nach Befreiung — ein Fußstoß des sich Sträubenden traf den Vestl so gewaltsam, daß er hintüber auf die Hochzeitstafel unter Schüsseln und Gläser hinschlug. Aber trotzdem hatten die Feinde gewonnenes Spiel. Unter wütendem Siegesgeschrei drängten sie Franz und seine Beschützer der Türe zu, wo sie nochmals mit Puffen und Streichen über sie herfielen und das Haus endgültig von ihnen räumten.

\* \* \*

Es war ganz spät am Abend und niemand mehr auf der Straße, als Franz Brugger dem Ausgang des Dorfes zuwanderte. Sein Gang war mühsam, denn die Glieder schmerzten ihn; und seine Kleider hingen in Fetzen. Aber dennoch fühlte er sich leichter als je zuvor.

Einen Sack mit seinen wenigen Habseligkeiten trug er auf dem Rücken; sonst gehörte ihm nichts mehr. Sein Haus war überschuldet.

Er hatte nicht im Dunkeln zu gehen, denn der Himmel leuchtete bereits vom Glanz des Mondes, der noch nicht ganz über die Berge herauf war. Von der ahnungsvollen Helle hob sich in schwarzem Umriß der Burgberg ab; Franz Brugger stand einen

Augenblick still und sah an ihm hinauf — dann schritt er weiter. Nun war er an dem Bildstöckl angelangt, das den Anfang der Heerstraße bezeichnete; und hier machte er noch einmal Rast.

Eine letzte Anhänglichkeit an die Scholle, auf der er geboren war, rührte sich in ihm — eine letzte Scheu vor der Fremde. Aber fremder als hier konnte er nirgendwo sein!

Sein Blick fiel auf das Bildstöckl, den schwebenden Kruzifixus mit der gemalten Totenbahre darunter. — »Ja« — sagte Franz Brugger zu sich — »der Herrgott und der Tod, die zwei finden einen überall. Also ist's gleich.«

Damit nahm die Landstraße ihn auf.

\* \* \*

Nie mehr erhielt eine Seele im Dorf Nachricht über Franz Bruggers Verbleiben. Sein Gönner, der Praktikant, stellte sogar auf amtlichem Wege Nachforschungen an, aber ohne Erfolg. Demnach geriet er in Vergessenheit, und die Abergläubischsten im Orte raunten, er sei am Ende wirklich in die Hölle gegangen. Um so einen Lumpen — meinte der Eggmaier — sei's nicht schad!

---

## Das Wunder auf der Grasleiten

Drei Höfe waren es, die beieinander lagen auf dem »die Grasleiten« benannten hügeligen Wiesenfleck, oberhalb des bayrischen Dorfes Schöngunterfing. Der vorderste davon hieß der Kuppelwieserhof.

Beim Kuppelwieser war, des Sonntags wegen, kein Mensch daheim. Die Bauersleute wie das Gesinde befanden sich in der Messe. Durch die niedrigen Fenster fiel ein breiter Sonnenstreif in die holzgetäfelte Wohnstube mit dem grünglasierten Kachelofen und dem frischgescheuerten Fußboden. Frischgescheuert war auch der Tisch in der Ecke, über dem ein großer geschnitzter Herrgott am Kreuze hing, umgeben von geweihten Palmzweigen.

Die Tür nach dem Hausflur stand offen. Von draußen herein vernahm man Geschrei und Gelächter, denn die zwei Buben des Bauern trieben unbeaufsichtigt ihr Wesen. Von Rechts wegen, d. h. von ihren Eltern aus, hätten sie auch in der Kirche sein sollen — aber es paßte ihnen so besser. Seit ungefähr drei Tagen besaßen sie ein gefangenes Eichkatzl, das alle ihre Gedanken in Anspruch nahm;

und sie hatten den Sonntag herbeigesehnt, um sich einmal gründlich mit ihm abzugeben.

»Itz müst ma eam's lernen, daß er aus der Hand frißt« — meinte der Sepp — »und nachher, daß er a Steckerl zwischen die Pratzeln nimmt.«

»O, woher! Dös lernt der überhaupt's nie net — en Oachkatzl is ja a Raubtier — weißt es nimmer?« — widersprach der Hansl.

»Sell wer'n ma scho sehgn. Der pariert scho, bal er muß!« —

»Er muß aber net; er g'hört überhaupt's net dein! I hab'n zuerst anpackt.«

»Aber i hab'n heimtragn — und mi hat er biss'n!«

—

Die ausbrechende Zwietracht ließ deren anfänglichen Gegenstand vergessen — Sepp, in der Absicht, seinem Bruder eine zu verabfolgen, ließ das mit einem Strick verlängerte Kettchen los, an dem er das Eichkätzchen hielt — blitzschnell nahm das Tier Reißaus. — »Halt'n auf! — Faß'n halt!« — schrien die Buben gleichzeitig und jagten hinterher. Der Flüchtling hatte die offene Stubentür gewahrt; im Nu huschte er hinein, die Verfolger ihm nachsetzend, schlugen dröhnend die Türe zu, und eine wilde Hetze begann. Das Tier, samt der Fessel, die es hinter sich schleifte, kletterte aufs Fenstersims — auf den Tisch



— da hätte es der Hans beinah gehabt. Mit einem Riesensatz schwang es sich zum Deckengebälk empor — der Sepp, der auf die Bank hinter dem Tisch gesprungen, hupfte auf und langte nach oben. Da: ein polternder Ton! Das Kruzifix in der Ecke hatte sich vom Nagel gelöst und fiel geräuschvoll auf den Tisch herab. —

Eine beklommene Stille entstand Die beiden Buben standen wie angedonnert, ohne sich weiter um das Eichhörnchen zu kümmern, das sich auf den Ofen gerettet hatte und sie von dort aus zornig anfauchte. Endlich sagte der Hans kleinlaut und vorwurfsvoll: »So, itz hast was Nett's angestellt! Dös is fei a Sünd, daß d' es weißt.«

»I han net dafür können —« verteidigte sich unsicheren Tones der Sepp.

»Ah geh zu! Du bist alleweil so grob und gibst net acht — jetz hast uns 'neingelegt, alle zwei. Obendrein am Sonntag, unter der Kirch'n! Mich g'freut's bloß, wie dir der Teifl amal mit'n Schürhagl kemma werd, wann d' in der Höll'n bist!« —

»Nachher kimmt er dir aa« — begehrte der Sepp auf; ganz weinerlich ward ihm zumut. Nun umschlichen sie beide den Tisch und betrachteten zaghaft das gestürzte Kunstwerk. »Is was brochn?« fragte der Hans. Sepp ermannte sich zu genauer

Prüfung: »Nein, brochn is nix!« Sein Gesicht erheiterte sich. — »Grad der Nagl is raus un a Stückl vom Holz hint'n. Siehgst 's. D' Mutter hat schon öfter g'sagt, der Vater soll net so schundig sein und soll dem Herrgott a neu's Holz himmachn lass'n un frische Haften. Dös is bloß 'n Vadern sei Fehler.«

»Du net noch'n Vadern schimpf'n!« verwies ihm sein Bruder, und dann kamen sie überein, das Kruzifix, so gut sie könnten, wieder in der Wand zu befestigen, damit man nichts merke. »Sonst verhaut der Vater uns alle zwei,« meinte Hans, und sie gingen ans Werk, mit solcher Vorsicht, als wollten sie durch möglichste Zartheit und Ehrfurcht dem Herrgott ihre Reue beweisen. Es gelang ihnen, ihn notdürftig wieder aufzumachen. »Lang hebt<sup>4</sup> er net,« äußerte Sepp zweifelnd; dann verließen sie selbender die Stube, um sich möglichst weit draußen herumzutreiben und so den Anschein zu erwecken, als ob sie nie dagewesen seien. Unter der Tür ballte der Sepp noch die Faust gegen das auf dem Ofen hockende Eichhörnchen. »Dich, roter Teufl, wann i amal derwisch!« — Das Tier schien entschlossen, seinen Zufluchtsort nicht zu verlassen, es duckte sich lautlos auf demselben zusammen.

Kurze Zeit blieb die Stube verödet; dann war vom Flur her ein Knarren von schwerfälligen

Männerstiefeln und ein Zwiegespräch von Männerstimmen zu vernehmen. Der Kuppelwieser trat herein samt seinem Nachbarn, dem Rainmooser. Sie machten beide sorgenvolle Gesichter, das heißt der Kuppelwieser machte sein gewöhnliches. Er pflegte stets bekümmert und säuerlich dreinzuschauen und auf Fragen, wie es ihm gehe, zu antworten: »Mein, wie's unsereinem gehn kann! Halt eine Frettereis 's — bei die schlechten Zeiten!« — Seine hagere Gestalt und fahle Gesichtsfarbe verstärkten den kümmerlichen Eindruck seiner Rede; aber es gab Leute, die behaupteten, es sei nur Tuerei, daß der Kuppelwieser den geplagten und notigen Tropf vorstelle. Er stehe sich so gut wie kaum ein anderer — nur daß er ein Geizdrache sei, der nie genug haben könnte.

Der Rainmooser jedoch hatte wirkliche, augenblickliche Sorgen. »Kuppelwieser, schau, du glaubst net, wie fro daß i um das Geldl wär grad jetz. Dürftest ferm außer Ängsten sein — i tat dir's ja gut verzinsen und in ein Jahr überhaupt zurückzahlen, mit tausend Vergeltsgott obendrein.« — Der Kuppelwieser sah ihn wehmütig an.

»Ja, lieber Gott — Rainmooser, meinst leicht das i tat's net hergeben, wann i's hätt. Aber such a mal baars Geld heutzutag, such's! I, wie i letzt eins brauch

hab, bin anderst umanand gerennt; z'letzt hat mein Vetter mir a bißl was geben — und itz derf i mi plagen, da er alleweil richtig seinen Zins kriagt. Wenn i gar noch von meine paar Markln dir was geben tat, nachher sehe i mi nimmer 'naus! Auf Ehr und Seligkeit — so gern i's tat, i kann net!«

Der Rainmooser schien nicht ganz überzeugt »Weißt Nachbar, seine Sorg'n hat schließlich a jed's; aber so g'schlecht, mein i, kannst du net stehn. Deine Äcker trage hübsch was und mit'n Viehverkauf hast Glück alleweil — tu dich b'sinnen: erst auf d' Wochen die zwei Stierkalbn, wo du so gut anbracht hast. Der Hornegger drunt sagt's oft: mir dir tauschet er jede Stund, wann's ging.«

»Sagt er? Der Hornegger is a Gischpl<sup>5</sup> und Sprüchmacher, der daherredt ohne allen Verstand. Überhaupt's san de Leut so schlecht — bald d' net Schulden bei ein jeden hast, stellen s' dich her, als ob du der Rotschild warst! Grad zu Fleiß tun sie's, damit die von 'n Rentamt nachher kommen und täten eins rein ausziehn mit die Steuern, und ein jeder Strolch meint wann er einbricht bei einem und einen abkragelt, find er alles voller Gold. I möcht nur, daß sie's durchmache müßt'n, wia i studieren und mir's Hirn zermartern der z'weg'n dem elendigen Geld, die Malefizlumpen, die ratscheten, schlechten.«

»Tu di net gift'n Nachbar!« begütigte der Rainmooser den Erzürnten, der brummend der Eckbank hinter dem Tische zusteuerte. »Es is ja grad, daß ma redt! Un i hätt nix'n g'sagt, aber weil i halt die zweihundert Markln gar so nötig brauchen tät und gar so froh drum wär, wann du s' mir leihen kunntst —«

»Fangst mir wieder mit die zweihundert an?« schnellte der Kuppelwieser von der Bank empor, ehe er sich noch recht darauf niedergelassen hatte. »Bin i vor dir ein sellener Lugenschüppel, daß i dir am Kopf zusagen tät, 's geht net, wenn i wüßt', es gehet ja? Wann bist von mir angeschwindelt word'n, sag's nur: wann? Soll i leicht 's Jurament drauf ableg'n, daß i net kann? Meintswegen! Merk auf: der Herrgott soll mir glei vom Himmel runter a Loch in 'n Hosensack einischlag'n, wenn i a Geld zum Verleihen hab!« — Er begleitete jedes der letzten Worte mit einem schütternden Faustschlag auf den Tisch.

Lieber Himmel, was war das? — Etwas sauste hernieder, hart am Kopfe des Kuppelwiesers vorbei — unwillkürlich stieß er einen solchen Entsetzensschrei aus, daß alle Hühner draußen im Hofe zusammengackerten und das auf dem Ofen kauernde Eichkätzchen angstgescheucht heruntersprang und in verzweifelten Sätzen durch die klaffende Tür davonwischte.

Der geschnitzte Herrgott aus der Ecke war herabgefallen und hatte sich in die etwas vorstehende Tasche von des Kuppelwiesers Sonntagsgewand verhängt, so fest, daß er sie herabzureißen drohte. Mit zitternden Fingern löste der Bauer ihn los; der Rainmooser stand nicht minder verstört als der Betroffene daneben.

»Nachbar, i han an so was nie net glaubt — aber itz grad is einer mit an langen feurigen Schweif bei der Tür 'naus g'schoss'n. Nachbar, i will nix'n g'sagt han — aber mir scheint, du sollst a gründliche Einkehr halten — bald amal solchene Zeichen un Verwarnungen g'schehn —«

Noch immer war der Kuppelwieser wie gelähmt; er konnte den furchtsamen Blick nicht von dem hölzernen Kreuzbilde wenden, das so friedlich auf dem Tisch lag und doch so schnell seinen verlogenen Schwur geahndet hatte. Ihm bangte plötzlich für seine Seele, an deren Heil er leider bis jetzt so wenig gedacht hatte

»Rainmooser, gelt, du sagst zu niemand nix —« die Stimme des Kuppelwieser klang bittend und unsicher.

»Von dem Wunder? Ach baleib net! Dös heißt versteh: wenn du —«

»Die zweihundert Markln sollst krieg'n —«, unterbrach der andre ihn schnell. »Es fällt mir freilich hart,« fügte er seufzend hinzu, »aber i seh's schon, daß i mich iatza bißl anstrengen muß mit die guten Werk!«

Der Rainmooser empfing also sein Darlehn und zog hocherfreut damit von dannen. »Lieber Herrgott,« dachte er unterwegs und faltete die Hände um seinen abgenommenen Hut, »i sag dir schon vielmal Dank, das d' immer noch zu die braven Leut halten tuast, zumal wenn s' in der Not san!« — Er hielt übrigens sein Wort und erzählte die Geschichte keinem Menschen; aber den Kuppelwieser selbst verlangte nach Aussprache und Trost, deshalb vertraute er sie seinem Weibe an. Die Kuppelwieserin war trotz allen frommen Schauders des Ereignisses im Grunde froh und mahnte ihren Mann, sein Hauptlaster, den Geiz, abzutun und des höllischen Gastes zu gedenken, aus dessen Klauen der Herrgott ihn durch ein sichtbares Zeichen retten gewollt. Eine ähnliche noch deutlichere Zurechtweisung ward dem Bauer in der Beichte zu teil.

Der Herrgott, der geschnitzte nämlich, wurde mit geziemender Sorgfalt wieder festgemacht. Aber das Gewissen des Kuppelwieser war locker geworden. Er kaufte erstlich beim nächsten Markt in der

Umgehend eine schöne ewige Lampe — ohne Handeln, was ihn schmerzliche Überwindung kostete — und hing sie unter dem wundertätigen Kruzifixus auf, denn er fühlte das Bedürfnis sich nach oben wieder beliebt zu machen. Auch kämpfte er, so oft es ihn lüstete, um des Geldes willen irgend eine Schlankerei zu begehen, tunlichst gegen die Versuchung an oder verlegte doch den Schauplatz einer solchen Tat weit von seinem Hofe weg — in der Hoffnung, der Herrgott werde anderwärts weniger feinhörig sein.

Der Sepp und der Hans verrieten mit keinem Schnaufer jemals den Anteil, den sie an dieser Bekehrung gehabt; vielmehr trugen sie bei erster Gelegenheit einen riesigen Strauß zur Zierde in das Herrgottseck. Denn sie waren des meisten Dankes voll, daß ihre Übeltat nicht ans Licht gekommen. Sie verschmerzten darüber sogar den Verlust des Eichhörnchens, das es fertiggebracht hatte, in seine heimischen Wälder zu entrinnen. »I bin froh,« sagte der Sepp abends in der Schlafkammer zum Hans, »daß das rote Malefizvieh weiter is! Mir hätten am End doch noch Anständ kriegt«

»Ich han fleißig bet't, daß ma keine kriegn,« gestand der Hans, »un weißt: itz kenn i's schon, daß der Herrgott der Langmütigere is als wia der Vater;



denn der, wenn's inna word'n wär, da hätt's Strix'n  
geb'n, daß d' g'langst!«

»O Herrschaft!« pflichtete Sepp, sich schüttelnd,  
ihm bei, und seelenvergnügt krochen sie ins Bett.

## Endnoten

<sup>1</sup> ein wenig

<sup>2</sup> Mädchen

<sup>3</sup> Buchweizen

<sup>4</sup> halten

<sup>5</sup> einfältiger, unbedachter Mensch